Z 76 VI 4/6
1120
Oec. p.
o
129

Des Herrn von Loen
Freye Gedanken

von

dem Hofe, dem Adel, den Gerichts-Höfen, von der Policey, von dem Gelehrten- Bürgerlichen- und Bauren-Stand, von der Religion und einem beſtändigen Frieden in Europa;

ſamt

einem Anhang

zweyer Abhandlungen

von der

Kriegszucht und der Ausbreitung falſcher Siege und Vortheile im Krieg.

Ulm, Frankfurt und Leipzig
bey Johann Friederich Gaum
1760.

Von dem Hofe.

Vor Zeiten hatte der gröſte König kaum ſo viel Leute an ſeinem Hofe, als heut zu Tage ein mittelmäßiger Fürſt. Der Adel erſchien daſelbſt nicht ehender, als bis man Ritterſpiele hielt, oder wichtige Rathſchläge pflog. Er wurde nicht beſoldet, daß er im Müßiggang und in Ueppigkeit lebte, und durch ſeine Unordnungen den Staat, den Hof, das Land, und ſich ſelbſt verdarb.

Ein Canzler, einige Räthe, und ein paar Schreiber, waren zu den Geſchäften des Staats genug. Die übrigen Beamten ſaſſen in den Dicaſterien: der König und das Reich waren ruhiger bey wenig Bedienten. Der Hof hatte zwar ſeine Aemter, ſie wurden aber nicht unter ſo viele Oberämter getheilet, daß ein jedes wieder einen beſondern Hof ausmachte. Dieſe Bediente müſſen wieder ſo viel Bediente, und dieſe abermahl ſo viel Aufwärter, Leibdiener und Geſinde haben, daß die größte Einkünfte eines Staats kaum zulänglich ſind, ſo viele müßige Leute zu ernähren.

Ein gleiches Ubel herrſchet auch bey den Armeen im Felde; ein jeder Befehlshaber führet einen groſſen Schweif von unnöthigen Bedienten mit ſich. Dieſe fechten nicht, ſondern verzehren nur, was die arme Soldaten entbehren müſſen. Sie beſchweren die Züge, bringen den Mangel ins Lager, und ſchaden dadurch der gemeinen Sache.

Wie dieſe Unordnung nicht auf einmal, ſondern nach und nach entſtanden iſt; ſo kann ſie auch nicht wohl auf einmal wieder aufgehoben werden. Die Zeit, das Alter, der Tod, geben von ſich ſelbſt darzu die Gelegenheit; man ſchaft keine alte Bediente ab; man nimmt nur keine neue mehr an, und macht keine unnöthige Aemter, um müſſige Leute unter zu bringen.

Viele Staatsdiener taugen zu nichts, als daß ſie die Macht eines Fürſten ſchwächen, den Staat verwirren, allerhand Zwieſpalt erregen, ihre Banden und ihren Anhang auf Unkoſten des gemeinen Beſtens empor treiben, und öfters ſelbſt dem Regenten Geſetze geben.

Die Geſchichten ſind voll von ſolchen Exempeln. Wer mehr Bedienten hält, als er vonnöthen hat, der macht ſich dadurch viel Geſchäfte und Verdruß zugleich. Es iſt nichts übler zu regieren und in Ordnung zu halten, als Leute, die voll auf leben, und nichts zu thun haben. Sie ſind ſich und dem Staat zur Laſt. Ein Fürſt muß dem-

noch für ſeine Leute die Gnade haben, und ihnen nicht nur Brod, ſondern auch Arbeit geben.

Die Majeſtät braucht keines erborgten Glanzes: ſie macht ſich durch ſich ſelbſt verehren; der unordentliche Schwarm der vielen geputzten Menſchen, welche den Hof zieren und das Land arm machen, iſt keine wahre Hoheit; man überlaſſe dieſe kleine Ehre Staat zu machen, der Leibwache, den Kriegsbeamten, und dem jungen Adel; welcher letztere eine zeitlang den Hof beſuchen ſollte, um daſelbſt eine anſtändige Lebensart und gute Sitten zu lernen.

Durch die Einziehung der vielen unnöthigen Bedienten, kann ein König des Jahrs über Millionen erſpären, und dadurch ſeine Regierung deſto ruhiger und glücklicher machen.

Von den Gerichts-Höfen.

Ein auszehrendes und jämmerliches Uebel iſt heut zu Tage die Unordnung und Weitläuftigkeit der Proceſſen. Hier dienet die Gerechtigkeit zu einem Handwerk, ihre Verwalter zu ernähren, und diejenige, die bey ihr Hülfe ſuchen, zu verderben. Es würde eine groſſe Glückſeeligkeit für die Menſchen ſeyn, wenn man die Weitläuftigkeit der Rechtshändel ſowohl, als die abſcheuliche Zungendreſchereyen der Gewiſſenloſen Advocaten abſtellen könnte.

Es wäre ſolches nicht unmöglich. Eine ordentlich eingerichtete Landesordnung, darinn alle Hauptfälle und Rechtsfragen auf das allerdeut-

lichſte in gemeiner Landesſprache verfaſſet würden: ein Gericht aus redlichen, vernünftigen und Rechtskündigen Männern, die keinen weitern Nutzen von einem Proceß zu gewarten hätten, als daß ſie ihn kurz und gut ausmachten; und dann die Abſchaffung aller Gerichtsſporteln, Formalien, Fatalien und dergleichen oftmals recht kindiſchen Umſtänden, die nur darzu erſonnen ſind, um die Gerechtigkeit zu verwirren, und eine Menge unnöthiger Gerichtsdiener zu unterhalten; dieſe drey Dinge würden zur Verwaltung der Gerechtigkeit einen viel leichtern Weg bahnen.

Ein jeder Kläger könnte auf dieſe Art entweder ſeine Sachen mündlich oder ſchriftlich ſelbſt vortragen, und darüber ein Urtheil erwarten; geſchähe ſolches gleich nicht allemal förmlich, und nach einer ausgekünſtelten Rechtsgelehrtheit; ſo könnte man doch daraus deſto beſſer die Wahrheit erkennen; und ein geſchickter Referent, mit weniger Mühe, einen kurzen Verlauf der Sachen (ſpeciem facti) entwerfen, folglich ohne weitere Umſtände, den Spruch heraus bringen.

Würden dabey nicht jederzeit die Formalien beobachtet, ſo wäre dieſes nur ein kleines Uebel, wenn nur das Recht nicht ſelbſt darunter leidet, ja, ſollte auch dieſes zuweilen darunter leiden, ſo wäre auch dieſes Uebel noch nicht ſo groß und grundverderblich, als die abſcheuliche Weitläuftigkeit der Proceſſe. Ein Uebelthäter leidet vielweniger, wenn man

ihm nach einem kurzen Stand-Recht, den Kopf herunter ſchmeißt, als wenn man ihn etliche Jahr lang in einer finſtern Gruft lebendig vergraben hält. So verlieret auch mancher weit glücklicher eine Summa Geldes in der erſten Inſtanz, als wenn er, durch die Kunſt der Advocaten, ſein ganzes Leben durch mit Gram und Aergerniß zubringen muß, ja ſelten ſeinen Proceß ehender gewinnet, als wenn er das Leben verlieret.

O verkehrte Welt! O Jammer der Zeiten! Der Unſchuldige leidet, man drückt ihn, man bringt ihn um einen Theil von ſeinem Vermögen: Er denkt, die Obrigkeit mag richten: GOtt hat ſie darzu eingeſetzt: Er klaget, man höret ihn; aber ſeine Klage iſt nicht förmlich; er muß einen Advocaten annehmen: Dieſer hat auf den Schlendrian geſchworen, und der Schlendrian iſt dargegen erkenntlich: Er ſchmeltzt ihm ſeine Suppen: Er macht ſeinen Schornſtein rauchen: Der Client verläßt ſich auf ſeine gerechte Sache, und der Advocat auf ſeinen Clienten. Sie gehen miteinander die Formalien durch; es kommt kein Spruch: Der Client will ungedultig werden: Der Advocat aber tröſtet ihn, er ſpricht, ſeine Sachen ſtünden gut: Es folgt ein communicetur nach dem andern: dann werden Zeugen abgehört, dann Eyde erkannt, dann über jeden Punct neue Erläuterung und Beweiſe gefordert: Der andere excipirt, replicirt, duplicirt, triplicirt, quadruplicirt. Endlich erſcheint ein

ein Spruch: Der Client zahlt mit Freuden dem Advocaten ſeine lange Rechnung: Er denkt, mein Proceß iſt zu Ende: Ich habe gewonnen. Der Gegentheil appellirt: da geht der Proceß von neuem an. Hier kann der Advocat allein nicht helfen: hier müſſen Agenten und Procuratoren angenom̄en werden. Hier gilt ſo viel pro arrha, ſo viel pro honorario, ſoviel für deſervit, ſo viel für Briefe, und dergleichen. Der Client erſchrickt über alle dieſe Dinge: aber wie, ſpricht er, iſt dann kein GOtt, iſt dann kein Recht? Der Proceß wird indeſſen eifrig fortgeſetzt, der Richter findet immer noch etwas zu erinnern. Die Sache will nicht fort: Ein Jud, ein altes Weib, oder ein verdorbener Banckerottirer kommt zu dem Clienten, und giebt ihm einen Anſchlag, ſeinen Proceß zu gewinnen: dieſer beſtehet darinn, daß er ſpendiren ſoll: nicht dem Referenten, nicht dem Richter, ſondern hier und da und dort. Der Client denkt, der Proceß habe ihm ſchon ſo viel gekoſt, er wolle auch noch dieſes daran wagen. Der Spruch kommt: Der Proceß iſt wieder gewonnen. Nun GOtt Lob und Dank, ſpricht der ehrliche Mann, daß ich doch endlich wieder zu meinem Geld komme. Allein vergebliche Freude! Neues Weh! Die Gegen-Parthey ſucht reſtitutionem in integrum: Sie wird erkannt, und warum nicht? Die Gerichts-Ordnung bringt es ja ſo mit ſich: Es kommen Reviſiones actorum, Leuterationes, Dilationes, &c. Der Client kriegt darüber die

Auszehrung: die Kräfte ſinken: der Muth ſchwindet. Er borget Geld, um ſeinen Proceß fortzuführen. Er erlebt davon nicht das Ende; ſeine ſo lang geführte Rechts-Klage wird eine traurige Erbſchaft für ſeine Kinder: darinn beruhet ihr ganzes Vermögen: ihre Noth, ihr anhaltendes Ueberlaufen, zwingen endlich den Richter zur Ungedult und zu einem Spruch. Die Execution wird erkannt, allein ſie reget ſich nicht: ſie hat ſteife Hände; ſie können ſich nicht bewegen: Die Gold-Eſſenz, damit man ſie ſchmieret, fehlet. Die Clienten haben den Proceß gewonnen und bleiben arm.

Wer ſich einbildet, man trieb allhier die Sache zu weit, der gehe nur an die vornehmſte Gerichts-Höfe, und laſſe ſich daſelbſt eine Verzeichniß der Proceſſen geben, die über fünfzig, ja gar über hundert Jahr vor Richter und Recht geſchwebet; er wird mit gerührtem Mitleiden, wo nicht mit Grauſen und Entſetzen, die traurige Schickſale ſolcher unglückſeligen Partheyen hören; und bekennen müſſen, daß ſie wären glücklicher geweſen, wenn ſie auch gleich bey der erſten Inſtanz ihren Proceß verlohren hätten.

Noch eins: ſollte man den Schlendrian abſchaffen, was würde man hernach mit den vielen Juriſtiſchen Büchern machen? Sollten die Buchhändler ſolche alle ins Maculatur ſchlagen? Die meiſten dürften vielleicht keiner gröſſern Ehre würdig ſeyn; doch finden ſich darunter auch viele gute

und vortrefliche Schriften, die man nicht genug in Ehren halten kann: theils ſind ſie auch nöthig. Denn daß ein Richter ein Rechtsgelehrter, wie der Geiſtliche ein Schriftgelehrter, und der Artzt ein Naturkündiger ſeyn ſoll, iſt wohl keine Frage. Ein Richter muß alſo die Gründlichkeit und die Ordnung einer Wiſſenſchaft beſitzen, welche ihn fähig macht, die verwickelſte Vorfälle zu entſcheiden, und über die verworrenſte Streitfragen ein geſchicktes Urtheil zu fällen. Die wohl ausgearbeitete Rathſchläge berühmter Rechtsgelehrten dienen hierzu: Sie ſind billig als Schätze einer ſo nöthigen Wiſſenſchaft aufzubehalten: Auch ſind die Römiſche Geſetzbücher mit nichten hintan zu ſetzen: Die Römer waren kluge Leute, ſie hatten trefliche Einſichten: Sie waren geſchickt, Geſetze und Ordnungen zu machen. Wir können uns in gleichen Fällen ihrer Ausſprüche noch mit gutem Vortheil bedienen. Nur darinn gehen wir zu weit, wenn wir bey unſerer heutigen Verfaſſung, die ſo ſehr von der Römiſchen entfernet iſt, da wir andere Sitten, andere Gebräuche und eine andere Religion haben, alles noch auf Römiſch ſchlichten und ausmachen wollen.

Wie nun die gröſte Schwierigkeiten bey den Proceſſen dadurch gehoben würden, wenn ein jeder ſeine Klagen einfältig, ohne Rechts-Allegationen, und Einſtreuung fremder dahin nicht gehörigen Dingen, in Perſon, oder durch einen Sachwalter, oder bey höhern Gerichten, ſchriftlich vortragen,

und daruber ſein Urtheil erwarten müßte; alſo ſollte auch ferner nicht wenig zur Erleichterung des Juſtitz-Weſens mit beytragen, wenn alle Kaufleute, Künſtler und Handwerker; ingleichen alle Kirchſpiele, Univerſitäten, Kriegsämter, und dergleichen, ihre gewiſſe Ordnungen und Geſetze unter ſich hätten, auf ſolche mit Nachdruck hielten, und ihre dahin gehörige Streitigkeiten, als bey ihrer erſten Inſtanz, durch ihre Aelteſten und Vorſteher ausmachen lieſſen; wobey ihnen auch zu geſtatten wäre, alle Unordnungen und Verbrechen, welche nicht in die peinliche Rechte liefen, mit gewiſſen Geldbuſen und willkührlichen Strafen zu ahnden.

Auf dieſe Weiſe würden die Richter nicht über alle und jede Kleinigkeiten, ſo oft und viel angelaufen werden, und die meiſte Sachen, welche bey den Ober-Dicaſterien, wegen der Menge der Klagenden und der weitläuftigen Proceß-Ordnung öfters gar liegen bleiben, könnten zum Beſten der ſtreitenden Partheyen weit kürzer und mit weniger Mühe ausgemacht werden.

Von der Policey.

Die Policey iſt das einzige Mittel im bürgerlichen Leben Ruhe, Ordnung und gute Sitten zu unterhalten. Es iſt nicht genug, daß man einen Staat gegen auswärtige Feinde ſchützet, und darinn die Nahrung zu befördern ſucht. Ein Volck, das bey ſeinem Ueberfluß keine Policey hat, iſt wie ein wohlgefüt-

gefüttertes Pferd, welches nicht zu geritten iſt; es läſſet ſich ſchwer regierē, und gehet öfters mit ſeinem Reuter durch, wenn es ihn nicht gar herunter wirft.

Bey den alten Deutſchen galten, nach dem Zeugniß eines Römiſchen Geſchichtſchreibers, die guten Sitten mehr, als die Geſetze. Betrübtes Andencken! Nun gelten ſchier weder die eine noch die andere mehr. Wir leben bey allem Druck der Gewaltigen, in einer Sorgenloſen Freyheit. Ein jeder thut, was er will: wir wagen alles, wir ſezen alles aufs Spiel. Geräths, ſo geräths: wer verdirbt, der verdirbt. Man ſchilt auf böſe Zeiten: man wirft die Schuld auf die Regenten; wo nicht gar auf die göttliche Vorſehung. Dieſes iſt die allgemeine Philoſophie; ſo urtheilt der Pöbel, ſo denckt der Burger, ſo vermißt ſich der Adel. Was Wunder, daß die alte Redlichkeit verloſchen iſt, daß die Bosheit herrſchet, daß die Unordnungen überhand nehmen, und die Laſter ſchier zu Tugenden geworden ſind.

Billig ſollte man die Policey in den Tempeln ſuchen. Billig ſollte die Religion ſelbſt uns zu ihrer Beobachtung anhalten: billig ſollten die Begriffe von GOtt, der alles durch Weisheit und Ordnung regieret, auch die Menſchen bewegen, all ihr Thun gleichfalls nach dieſer Regel einzurichten. Weil aber die Religion ihre Kraft, und die Tugend ihr Anſehen bey den Menſchen verlohren hat; ſo iſt es nöthig, ſie wenigſtens durch eine gute Policey

von

von den gröbſten Ausſchweifungen und Laſtern ab⸗zuleiten, und, wann es möglich wäre, ſie auch zum Guten zu zwingen.

Die Haupt⸗Abſicht einer guten Policey gehet dahin, Ruhe und Ordnung, Zucht und Sicherheit, Nahrung und Billigkeit im gemeinen Weſen zu er⸗halten. Sie duldet nicht, daß einer ſein Gut ver⸗praſſe, noch daß er deſſen Verluſt auf den Umſchlag der Karten und Würfel ſetze: ſie duldet nicht, daß ſich die Leute ohne alle Vernunft heyrathen, und nachgehends ihre Ehen mit Zank und Hader füh⸗ren: ſie duldet nicht, daß man die Kinder übel er⸗ziehe, und im Luder und Müſſiggang aufwachſen laſſe; ſie duldet nicht, daß einer den Adel und groſſe Titul kaufe, den keine Verdienſte darzu wür⸗dig machen. Sie ſetzet dem Hochmuth Schranken, und machet keinen Hochgebohrnen, der in der Werk⸗ſtatt oder in der Krambude Jung worden iſt. Die Policey läſſet das Geſinde nicht Herr ſeyn, noch dem Pöbel die Freyheit, Geſetze und Gebräuche zu ma⸗chen: ſie geſtattet nicht, daß ſich Leute in Sammet, in Seiden, in Gold und Silber kleiden, die das Geld darzu borgen; oder die von ſolchem Stand ſind, daß ſie auch Wolle und Leinwand zierten. Sie vergönnet der wilden Jugend nicht, ihre un⸗ordentliche Begierden in verbotenen Winkeln abzu⸗kühlen: ſir überliefert den Balger dem Blutgericht, als einen Todſchläger, und den Banckerottirer dem Kercker, als einen Dieb: ſie ſpannet die liederliche

Müßig⸗

Müßiggänger in Karn, und ſchlieſſet das leichtfertige böſe Geſindel in die Zuchthäuſer: ſie hält die Straſſen von Landſtreichern und Bettlern rein, und verſorget die Armen und Nothleidende in den Hoſpitälern: ſie füllet die Magazinen mit Vorrath, und kauffet nicht erſt die Früchte auf, wenn ſie ſchon theuer ſind: ſie gibt den nöthigſten Lebens-Mitteln ihren gemeſſenen Preiß, und verſtattet nicht den Gaſtwirthen, daß ſie die Fremde und Reiſende frevelhaft übernehmen. Die Krancke werden nicht durch unerfahrne Aertzte, nach der Methode, und durch die Quackſalber, ohne Methode, ums Leben gebracht: die Handwercksleute erfrechen ſich nicht, wenn ſie einem etwas verderben, für dieſe Bemühung noch die Zahlung zu fordern: und dem Kaufmann gehet es ſo leicht nicht hin, wenn er ſeine verdorbene Waaren für gute verkauft.

Eine gute Policey hemmt das Gezäncke in den Kirchen, und die Misbräuche in den Schulen: ſie erlaubet nicht, einem jeden Gelehrten alles, was ihm einfällt, drucken zu laſſen; ſie beſchränket dieſe allzugroſſe Freyheit durch vernünftige Regeln, und läſſet nichts in die Buchläden kommen, als was nützlich und was gut, was angenehm und was erbaulich iſt.

Von dem Soldaten-Stand.

Der Soldaten-Stand iſt ein nöthiges Uebel. Wären die Menſchen ordentlich, gerecht und vernünftig,

nünftig, ſo brauchten ſie keine ſolche ſtrenge Beſchützer der gemeinen Sicherheit. In einer ſo durchaus verdorbenen Welt aber kann man dieſer Leute nicht entbehren. Nur iſt es nöthig, daß man ihre Verfaſſung mehr nach derjenigen Abſicht einrichte, darum ſie gehalten werden.

Der Soldaten-Stand hat in Anſehung der Zucht und Ordnung noch etwas voraus, und würde deswegen auch leichter als andere Stände zu verbeſſern ſeyn. Die Ehre, um welche einer dienet iſt allein fähig, ihn zur Beobachtung ſeiner Pflichten anzuhalten: man muß ihm nur einen rechten Begrif von der Ehre beybringen. Man muß nicht die Tollkühnheit zur Tapferkeit, den Frevel zum Heldenmuth, die Leichtfertigkeit zur Freyheit und den Muthwillen zur Artigkeit machen. Der Soldat ſoll der menſchlichen Gellſchaft nicht zur Quaal und zum Schaden, ſondern zum Schutz und Sicherheit dienen. Dieſes iſt die eigentliche Ehre ſeines Berufs, und darinn beſtehet ſeine ganze Würde.

Allein, ſo lange man darzu allerhand liederliches nnd ehrloſes Geſindel aus allen Winkeln der Erden zuſammen wirbet: ſo lange man darzu nur wilde, müſſig und viehiſche Purſche nimmt, die ſonſt zu nichts taugen, als daß ſie das Schieß-Gewehr handthieren, den Ranzen ſchleppen, und den Landmann plagen können; ſo lange die Befehlshaber ſelbſt weder den Krieg verſtehen, noch die wahre Ehre kennen; ſo lange der Soldat überhaupt die

verkehrte

verkehrte Einbildung heget, er dörfte nichts lernen, und hätte mehr Freyheit als andere Menſchen, wider alle Geſetze und gute Sitten zu handeln. So lang iſt er der Erden ein Fluch, und die Schande des menſchlichen Geſchlechts. Denn das bloſe Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Morden, Würgen und Menſchen ſchlachten, iſt fürwar keine Handthierung, die ſich für ehrliche Leute ſchicket: wo nicht die gemeine Sicherheit und die Umſtände eines gerechten Kriegs ein ſolches Opfer von Menſchen-Blut erfordern.

Soll demnach der Soldaten-Stand das wahre Metier d'honneur, oder Ehren-Handwerk ſeyn; ſo müſſen ſolches Leute bekleiden, die Vernunft, Großmuth, Güte und Tapferkeit beſitzen, und die als Schutz-Engel vor ihre Mitbürger und die gemeine Wohlfahrt wachen.

Daß bisher zu den Unordnungen des Kriegs-Standes, die im Sold gedungene Soldaten meiſtens Urſach gegeben haben, iſt wohl eine unter vernünftigen Leuten ausgemachte Sache: man weiß ſolches ſchon lange. Es will aber dem ungeacht keiner von unſern Potentaten damit den Anfang machen, und ſolche abſchaffen; ſie ſind vielmehr darauf deſto eifriger geworden, dergleichen aus allerley Volk zuſammen gerafftes müſſiges Geſindel, zum Verderben ihrer Länder, in noch gröſſerer Anzahl, als je zuvor geſchehen iſt, beſtändig auf den Beinen zu halten.

So

So lange aber Vernunft und Erfahrung gel-
ten, ſo wird man ſchwer zu bereden ſeyn, daß die-
ſes zum Beſten des Landes geſchehe. Es wäre dem-
nach viel rathſamer, man ſchafte die um Sold ge-
dungene Soldaten ab, und errichtete dargegen eine
ordentliche National- und Land-Militz. Dieſes
könnte anf eine Art bewerkſtelliget werden, daß
darunter weder die Cammer, noch das Land beſchwe-
ret; der Zweck aber, um welchen die Soldaten die-
nen ſollten, weit vollkommener erhalten würden.

Man ſuche nemlich ſowohl in den Städten,
als auf dem Lande die geſundeſte und tüchtigſte Leute
aus, die Luſt zu dienen haben, und dazu Muth,
Geiſt und Geſchicklichkeit beſitzen. Dieſe laſſe man
in allen zum Krieg gehörigen Wiſſenſchaften wohl
unterrichten: man gebe ihnen eine gleichförmige
ſaubere Kleidung, nebſt einem kleinen Gehalt, wel-
chen man nach Nothdurft vermehret, wenn ſie ins
Feld rücken; im übrigen aber laſſe man einen je-
den bey ſeinem Handwerk und in ſeiner Nahrung.
Man theile ſie nach denen Städten und Provin-
zen in Horden und Regimentern ein, und laſſe ſie
von Zeit zu Zeit, nachdem es die Umſtände leiden,
auf gewiſſen Plätzen zuſammmen kommen, und ſie
ihre Kriegs-Uebungen machen: man gebe ihnen tüch-
tige und anſehnliche Männer zu Befehlshabern, und
gönne ihnen alle die Ehre, Freyheiten und Vorzüge,
die ſonſt rechtſchaffene Kriegs-Leute zu genieſſen ha-
ben. Man halte in den Gränz-Veſtungen eine ge-
wieſſ

wiſſe Beſatzung, welche von halb Jahr zu halb Jahr mit andern könnte abgewechſelt werden; damit wenigſtens alle zwey Jahr jeder Soldat ein halbes Jahr würklich Dienſte thun müſſe (*). Die Veſtungs-Plätze könnten zugleich die hohe Schulen für den jungen Adel, für die Cadets und andere Soldaten abgeben; wo ſich beſtändig ein Kern der älteſten und beſten Officiers, nebſt andern geſchickten und erfahrnen Leuten aufhielten.

Durch eine ſolche Verfaſſung des Soldaten-Standes könnte ein Fürſt mit weit weniger Koſten die beſten Truppen beſtändig auf den Beinen haben, nnd jederzeit auf den erſten Wink, wenn es die Noth erfordert, ins Feld rücken laſſen: ſie würden weder durch ihre Liederlichkeit, noch durch ihren Müſſiggang, noch durch ihre Ausſchweifungen dem Staat zur Laſt fallen: ſie würden ſowohl nützliche Bürger im Frieden, als tapfere Streiter im Krieg abgeben: Sie würden nicht, wie insgemein der im Sold geworbene Soldat, bey dem erſten Feuer durchgehen; oder wohl gar zu dem Feind überlaufen: Sie würden die wahre Ehre, den Fürſten, und die Ihrigen lieben: Sie würden ihr Vaterland ſchützen, und ihren Feinden ein Schrecken ſeyn.

(*) Beſiehe hierüber die V. Betr. der Staats-Kunſt von der gemeinen Sicherheit in Anſehung des Land-Friedens, pag. 74. wo von der Aufrichtung eines beſtändigen und im Land ſeßhaften Soldatens, an ſtatt der fremden um bloſen Sold dienenden Truppen ausführlich gehandelt wird.

Von dem Adel.

Der Adel iſt an und vor ſich ſelbſt nichts würkliches. Er hat in der bürgerlichen Geſellſchaft keinen andern Vortheil, als daß er, mit etwas weniger Narrheit, darf ſtolzer und hochmüthiger als andere Menſchen ſeyn. Alle ſeine Titel, Wappen, Stamm-Tafeln und Ahnen-Regiſter, wären ſie auch noch ſo ſchön und durchläuchtig, machen ihn weder vernünftiger noch glücklicher. Der Bauer iſt ſowohl gebohren, wie der Edelmann: Die Natur giebt beyden gleiche Rechte: Nur alsdann hat der Adel etwas voraus, wenn er Geld und Güter beſitzet, wenn er wohl gezogen iſt, und wenn er beſſere Sitten hat, als der gemeine Mann.

Hieraus erhellet, daß der wahre Adel nicht in einer edlen Geburt beſtehet; ſondern in einem edlen Leben. Er iſt eine Frucht der Tugend, und ſchreibet ſich aus dem Geſchlecht der wahren Ehre. Der iſt der beſte Edelmann, den Treue, Muth und Witz zum Ritter ſchlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel ſich brüſtet, iſt Wind, Wahn und Einbildung.

Die Aufführung des Adels muß nichts niederträchtiges, nichts unreines, und nichts pöbelhaftes haben: ſein ganzes Thun muß etwas edles und großmüthiges begleiten. Die Gewohnheit hat deswegen alle mechaniſche Handthierungen dem Adel für unanſtändig erkläret, und ihm dargegen die

Wiſſen-

Wiſſenſchaften, den Hof, den Krieg, die Magiſtrats-Würden, nebſt der Land-Oeconomie angewieſen.

Die Handlung ins Groſſe, hat nach dem Zeugniß der klügſten Völker, nichts, das dem Adel zuwider iſt. In den älteſten Zeiten ſind dergleichen Handelsleute, wenn ſie viele Reichthümer beſaſſen, für edel gehalten worden. Es iſt auch der Natur gemäſſer, daß Leute, die durch groſſe Handelſchaften, Seefahrten und Manufacturen vielen Menſchen Nahrung geben, und dadurch den Staat empor bringen, dem Adel gleich geachtet werden; denn, weil ſie reich ſind, ſo können ſie ſich auch demſelben am gleichförmigſten aufführen: doch gönnt ihnen das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den unterſten Grad des Adels, und erlaubet ihnen nicht, ſich höher aufzuſchwingen, als bis ſie die Handlung niederlegeu, und eine von den Lebens-Arten, davon oben Meldung geſchehen iſt, ergreifen.

Wer Geld und Güter hat, und ſich damit weiß auf eine anſtändige und beliebte Art heraus zu ſezen, der kann den Adel viel beſſer führen, als ein armer Dorf-Junker, der im Luder lebet, und den die Bauren Ihr Gnaden heiſſen, und ihm dabey das Brod borgen.

Ehedeſſen galt der Adel viel; nicht, weil er edel gebohren war, ſondern, weil die Geburt ihn veranlaßte, ſich durch Tugend und Tapferkeit von dem gemeinen Mann zu unterſcheiden: Er ehrte die Wiſſenſchaften, und die Wiſſenſchaften ehrten

ihn: Er ſprach und urtheilte anders als der Pöbel: Er begieng nichts niederträchtiges: Er bekleidete die erſten Stellen bey Hof: Er half die Städte und Länder regieren: Er machte ſich eine Ehre aus der Gottesfurcht: Seine Andacht riß ihn zu den Füſſen des Altars, und ſeine Tapferkeit machte ſeine Feinde beben: Der Fürſt brauchte keine Soldaten: Wer ein Ritter ſeyn wollte, der ſetzte ſich mit ſeinen reußigen Knechten auf, und eilte damit ſeinem Fürſten und ſeinem Vaterland zu Hülfe. So war der Adel, ſo war die Ritterſchaft der alten Zeiten.

Wenn man den heutigen Adel beſchreiben wollte, ſo würde es vielleicht ein Geſpötte heiſſen; man müßte das Lächerliche hin und wieder auch abmahlen, und da würde die Wahrheit etwa manchen allzunatürlich treffen: Wir wollen lieber ſchweigē, unſere Schande bedeckē, uns rathen laſſen, und uns beſſern.

Von dem gelehrten Stand.

Der gelehrte Stand iſt eigentlich kein beſonderer Stand: Es geziemet allen Menſchen etwas zu wiſſen: Wir ſollten alle nach den Abſichten des Schöpfers verſtändige Creaturen und Schüler der Weisheit ſeyn. Wir ſollten uns, ein jeder nach ſeinem Stand und nach der Fähigkeit, die er beſitzet, in allerhand nüzlichen Künſten und Wiſſenſchaften unterichten laſſen; Denn, wo der Weiſen viel ſind, da iſt des Volkes Heil.

Allein, was findet man heut zu Tage nicht unter

ter den Gelehrten für ſeltſame Geſchöpfe? Man ſollte es in der That für keine Glückſeeligkeit halten, etwas zu wiſſen, wenn uns die Erlernung der Wiſſenſchaften in Gefahr ſetzet, die wunderlichſte und unerträglichſte Menſchen zu werden. Ehedeſſen hielt man auf bloſſe Weisheit, und man lernte die Wiſſenſchaften in keiner andern Abſicht, als, um weiſe zu werden. Heutiges Tags machen wir daraus ein Handwerk, die Menſchen und den Staat damit zu verwirren. Man zanket um Meynungen, und ergiebt ſich übrigens allen Thorheiten und Ausſchweifſungen. Die wenigſte Lehrer erfüllen die Pflichten eines Berufs, deſſen Wichtigkeit ſie ſelbſt nicht kennen. Die meiſten laſſen ſich darzu aus Noth gebrauchen, weil ſie nicht beſſer unterkommen können. Groſſes Unglück! Man ſollte darzu die vortreflichſte Männer ausſuchen, und ſie deswegen vor andern ehren und wohl halten.

In den alten Zeiten hatten die gröſte Weltweiſen ihre eigene Schulen. Alte und Junge kamen darinn zuſammen. Die Redner waren die gröſte Leute in der Republic, und es war einem Helden eben ſo anſtändig vor dem Volk zu reden, als Schlachten zu gewinnen. Dieſe Zeiten ſind nicht mehr. Die Würde eines Lehrers beflecket nun die Würde des Adels, und die Unwiſſenheit iſt beynahe das Kennzeichen einer vornehmen Geburt.

Drey Sachen haben zu unſern Zeiten die Gelehrten in der Welt verächtlich gemacht: Ihre un-

geſittete Lebens-Art: Ihr nårriſcher Hochmuth, und die viele Bůcher, die ſie drucken laſſen. Es iſt natůrlich, daß Leute, die, anſtatt mit Menſchen umzugehen, faſt immer zu Hauſe ůber ihren Bůchern ſitzen, und ſich da in ihre eingebildete Vortreflichkeit verlieben, nach und nach unbelebt, finſter und lächerlich werden. Deswegen ehedeſſen der Pfälziſche Churfůrſt, Carl Ludwig, auf Befragen, warum er keine Hofnarren hielt, zur Antwort gab, daß er, wenn er lachen wollte, ein paar von ſeinen Profeſſoren zu ſich auf das Schloß kommen, und ſie wacker zuſammen diſputiren ließ. Man hat alſo Urſache, die Wiſſenſchaften zu fliehen, wenn ſie aus Vernůnftigen Unwiſſende, Thörichtgelehrte und albere Menſchen machen.

Ich bin nie der Meynung geweſen, daß die Erfindung der Buchdruckerey der menſchlichen Geſellſchaft ſehr nůtzlich ſey. Unter wenig guten Bůchern, die dadurch den Menſchen gemein worden, ſind ihnen unzehlich viel ſchlechte in die Hånde kommen. Wir werden dadurch von den reinen Quellen der Wiſſenſchaften abgefůhret; und die Zeit, die edle Zeit, die wir anwenden könnten, die grůndlichſte Sachen zu lernen, gehet mit Leſung ſo vieler nichtswůrdigen Dinge verlohren. Der Verſtand, welcher die ſchönſte Wahrheiten in ſeiner erſten Unterweiſung am leichteſten faſſen könnte, wird dadurch nur verwirrt und aufgehalten. Vorurtheile, unrichtige Schlůſſe, und das Anſehen der Lehrer, welche die

Bůcher

Bücher ſchreiben, umnebeln gleichſam ſeine Beurtheilungskraft, und er findet deſto mehr Mühe, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, und ſeine Begriffe auszuheitern.

Wie viel Unordnungen, wie viel Zwieſpalt, wie viel Blutvergieſſen haben nicht bey uns die Religions-Streitigkeiten verurſachet? Wir machen einen abſcheulichen Lermen, um die Erhaltung der Wahrheit: Ein jeder behauptet, daß er ſolche hätte; man ſtreitet, man diſputiret darüber; man ſchilt, man verdammet, man verfolget ſich einander. Dieſes iſt noch nicht genug; man ſchmeiſet ſich auch wohl gar, wenn man kann, einander darüber tod. Sollte man nicht die Wiſſenſchaften verwünſchen und verbannen, die in der menſchlichen Geſellſchaft ſolche Unordnungen und ſolchen Jammer verurſachen? Sollte man nicht vielmehr diejenige glückſelige Unwiſſenheit und Einfalt preiſen, die Treue und Redlichkeit erhält, und die Menſchen zuſammen in einer ſüſſen Eintracht verbindet?

Dieſes Uebel würde ſich nie ſo weit ausgebreitet haben, wenn der Misbrauch einer ſo edlen Kunſt, als die Buchdruckerey iſt, nicht darzu noch mehr Gelegenheit gegeben hätte. Die Zänkereyen der Gelehrten würden unter den Gelehrten geblieben ſeyn, nnd nicht zugleich auch das Volk in ihre Secten und Banden mit eingeflochten haben. Es würden nicht ſo viele Curſus Theologiæ und Catechiſmi durch den Druck heraus gekommen ſeyn; welche,

indem ſie den Glauben lehren ſollen, denſelben verwirren, wo nicht gar niederreiſſen. Wie es dann leicht zu beweiſen ſtünde, daß, ſeitdem dergleichen Schriften mehr, als vorher, in der ganzen Zeit, von Chriſti Geburt an zu rechnen, heraus gekommen ſind; daraus man mit wenig Mühe und durch die Kunſt der Folgen eines Satzes aus dem andern wieder ſo viele beſondere Religionen machen könnte. Der ungeheuren Menge der Streit-Schriften, welche mit der gröſten Wuth und Schmähſucht geſchrieben ſind, nicht einmal zu gedenken.

In der Rechtsgelahrheit iſt dieſer Misbrauch des Bücherdruckens auf einen gleichen Grad geſtiegen, doch haben darinn die verſchiedene Meynungen nicht ſolche Zerrüttungen und Spaltungen im gemeinen Weſen, als die Religions-Streitigkeiten, nach ſich gezogen.

Ob man in den übrigen Theilen der Gelehrſamkeit, durch die Erfindung der Druckerey, weiter als die Alten gekommen ſey, läßt ſich daraus urtheilen, da wir meiſtens nur dasjenige wieder aufwärmen, was jene durch ihre Scharfſinnigkeit ausgedacht, und der Nachwelt hinterlaſſen. Wir bedienen uns bey allem eingebildeten Fortgang dēr Wiſſenſchaften, doch noch immer dieſer verjährten Wegweiſer; und wenn es einer unter uns im Bücherſchreiben ſehr weit gebracht hat; ſo erlanget er doch alsdann erſtlich den gröſten Ruhm, wenn man ihm die Ehre erweiſet, daß man ſeine Schriften mit denjenigen

jenigen der alten Griechen und Lateiner vergleichet; welche unſtreitig die Geſchicklichkeit beſaſſen, mit einer Zeile mehr zu ſagen, als wir öfters mit vielen mühſam aufeinander gearbeiteten Worten nicht auszudrücken mögen.

Von dem bürgerlichen Stand.

Unter dem Wort Bürger werden im allgemeinen Sinn alle und jede Glieder eines gemeinen Weſens verſtanden. Hier aber iſt nur die Rede von einem Bürger, der bürgerliche Nahrung und Handthierung treibet, und in einer Stadt wohnet.

Die Kaufmannſchaft iſt wegen ihrer Nutzbarkeit und Nothwendigkeit beſonders hoch zu ſchätzen; und deswegen auch in einem Land bey allen ihren Freyheiten und Bequemlichkeiten mit möglichſter Sorgfalt zu erhalten. Sie gibt einem Land Nahrung: Sie erhält darinn den nöthigen Umlauf des Geldes, und iſt das ſicherſte Mittel, ſolches reich und mächtig zu machen.

Unter allen Laſtern, die in einer Republic im Schwang gehen, hat keines eine glücklichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute ſtolz werden, und prächtig leben; dieſes aber verſtund vor einiger Zeit ein ſicherer Fürſt unrecht. Er hatte verſchiedene zur Handlung wohlgelegene Plätze: Es zogen ſich viel Kaufleute dahin: Sie erwarben durch ihre Handelſchaft und Schiffahrt groſſen Reichthum. Wo Geld iſt, da zeiget ſich auch Muth: Die Kaufleute

wurden hoffärtig, ſie lebten wohl; ſie thaten ſich hervor. Der Adel wurde darüber eiferſichtig. Der Fürſt meynte, er wollte die Eitelkeit dieſer Leute einſchränken: Ein wenig Policey hätte ſolches thun können: allein der Fürſt wollte auch dabey ſeine Einkünfte vermehren: Er druckte die Handlung mit neuen Auflagen, er verdoppelte die Zölle, und belegte alle fremde Waaren mit einer unerträglichen Accis. Der Umſchlag mit den Ausländern hatte damit ein Ende: Handel und Wandel geriethen in Abnahme. Der Kaufmann wurde demüthiger, und das Land arm. Der Vertrieb der einheimiſchen Manufacturen war verſtopft, das Geld mangelte. Der Fürſt wurde es am erſten gewahr: Seine Einkünfte, die er verbeſſern wollte, kamen ſparſamer ein. Das Volk klagte: die Nahrung war gehemmt: Man wollte die Handlung wieder in Gang bringen, allein vergebens; ſie war einmal weg: nicht anders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit einem Schuß zerſtreuet.

Man muß alſo der Handlung Freyheit laſſen; nur darinn muß man ſie einſchränken, daß Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit dabey gehandhabet, und dargegen diejenige Misbräuche, welche ſchädlich ſind, ſorgfältigſt aus dem Wege geräumet werden.

Eines der gröſten Uebel in der Handlung iſt der ausgelaſſene Frevel der Banquerotirer. Dieſe ſind gleichſam heut zu Tage privilegirte Diebe:

Sie ſtehlen unter dem Schein eines ehrlichen Mannes: Sie machen Figur mit anderer Leute Geld: Sie erwerben ſich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Sie ſind die beſte Männer: denn ſie ſchenken alles ihren Weibern: wenn ſie hernach nicht weiter können, ſo geben ſie ihren ehrlichen Namen mit ſamt der Handlung auf. Sie zahlen niemand; Es heißt, ſie wären unglücklich geweſen, ſie wären um alles kommen, und leben hernach von dem Vermögē ihrer Frauen eben ſo gemächlich als zuvor.

O ſchändliches Recht! das ſolchergeſtalt den Grund aller Gerechtigkeit durchwühlet, und ihre heiligſte Geſetze umſtürzet! Man verdammt denjenigen zum Galgen, der aus Noth ſtihlet, und ein Banquerotirer, der tauſend wagt, darunter öfters kaum zehen ſein eigen ſind; und der aus Uebermuth nicht weiß, wie er genug verpraſſen ſoll; dem ſollten die Geſetze noch zu Hülfe kommen, und ihm anſtatt der wohlverdienten Strafe noch gemächliche Tage verſchaffen? O Zeiten! O Sitten!

Die Handwerker haben ihre Zünfte; dieſe ſind nicht ohne Nutzen, wenn ſie dadurch Zucht, Ehrbarkeit und gute Ordnungen unter ſich erhalten: Ihre Gebräuche aber müſſen nicht närriſch ſeyn, noch andern Menſchen zum Nachtheil gereichen. Von dieſer Art iſt das verkehrte Recht, deſſen ſich die Handwerksleute in gewiſſen Städten anmaſſen, daß man alles bey ihnen müſſe arbeiten laſſen, darbey ſie ihre Arbeit über den Werth ſchätzen, ſie mag gerathen

ſeyn

ſeyn oder nicht. Dieſes iſt wider alle Vernunft und Billigkeit. Der Betrug, der Uebermuth, und die Liederlichkeit der Handwerksleute wird dadurch genähret. Sie vernachläßigen darüber ihre Arbeit, und denken, man müſſe ihnen ſolche doch bezahlen. Man iſt deswegen übel mit dieſen Leuten dran: Sie meynen, ſie müßten gleichwohl mehr verwohnen: Es ſeye koſtbar in den Städten zu leben; ſie müßten ſolches auf ihre Arbeit ſchlagen: Allein, welchen Nutzen hat das gemeine Weſen davon, daß ſolche Leute nur in den Städten ſich aufhalten? Was verbindet ſie für ein Geſetze, daß ſie mehr ausgeben, und üppiger leben, als die Leute auf dem Lande? Warum ſoll man ihnen ihre Arbeit um ſo viel theurer bezahlen? Meynet man, die Städte würden dadurch in Abnahm kommen? Wie! daß die gröſte Städte in Europa, London, Paris, Amſterdam, u. ſ. w. Nahrung genug haben, ohne, daß man darinn den Handwerksleuten einen ſolchen ganz ungereimten Vorzug verſtattet.

Von dem Bauren-Stand.

Ehedeſſen war der Feld- und Gartenbau eine Beſchäftigung groſſer Leute: Fürſten waren Hirten, und Helden pflanzten Bäume. Heut zu Tage iſt der Landmann die armſeeligſte unter allen Creaturen: Die Bauren ſind Sclaven, und ihre Knechte ſind von dem Vieh, das ſie hüten, kaum noch zu unterſcheiden.

Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nackend laufen, und die Durchreiſende um ein Allmoſen anſchreyen. Die Eltern haben kaum noch einige Lumpen auf dem Leib, ihre Blöſſe zu bedecken. Ein paar magere Küh müſſen ihnen das Feld bauen, und auch Milch geben. Ihre Scheuren ſind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblick über einen Haufen zu fallen: Sie ſelbſt ſehen verkamt und elend aus; man würde noch mehr Mitleiden mit ihnen haben, wann nicht ein wildes und viehiſches Anſehen ein ſo hartes Schickſal an ihnen zu rechtfertigen ſchien. Wehe denen Fürſten! die durch ihre Tyranney, durch ihre Wollüſte, und durch ihre üble Haushaltung den Jam̄er ſo vieler Menſchen verurſachen.

Der Bauer wird wie das tumme Vieh in aller Unwiſſenheit erzogen; Er wird unaufhörlich mit Frohn-Dienſten, Boten-Laufen, Treib-Jagen, Schanzen-Graben, und dergleichen, geängſtiget: Er muß von Morgen bis Abend die Aecker durchwühlen; es mag ihn die Hitze brennen, oder die Kälte ſtarr machen. Des Nachts ligt er im Felde, und wird ſchier zu einem Wild, um das Wild zu ſcheuen, daß es nicht die Saat plündere. Was dem Wild-Zahn entriſſen wird, nimmt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückſtändigen Schoß- und Steuer-Gelder weg.

Wenn nun hier der nicht minder boshafte als gequälte Bauersmann ſeinem Herrn etwas unterſchlagen, und mit Liſt entwenden kann, ſo thut er

ſolches

ſolches mit dem beſten Herzen von der Welt; und bildet ſich ein, die Gerechtigkeit ſey nur ein ausgedachter Vortheil der Groſſen, damit ſie alles ſich zueignen könnten; wenn ihm alſo die Furcht der Strafe nicht bang machte, ſo würden die zehen Gebote ihn ſchwerlich von den gröbſten Miſſethaten zurück halten.

Solche traurige Beſchaffenheit hat es heutiges Tages mit demjenigen Stande, der an und vor ſich ſelbſt der allerunſchuldigſte und nützlichſte iſt. So ſehr aber darinn wider alle natürliche Billichkeit gehandelt wird, da man durch eine unumſchränkte Gewalt den gröſten Theil der Menſchen ins äuſſerſte Elend ſtürzet, ſo wenig Vortheil entſtehet auch daraus dem Staat. Was kann ein armes Land, was kann ein mageres Feld dem Herrn für Nutzen abwerfen? Heißt das regieren? Heißt das wirthſchaftē?

Ein groſſer Fürſt, deſſen Weisheit ihn noch mehr als ſeine Crone erhoben hatte, pflegte ehedeſſen zu ſagen: er hätte weder Mangel an Geld, noch an Soldaten, ſo lange ſeine Bauren noch ſilberne Knöpfe auf den Kleidern trügen. Was kann richtiger ſeyn als dieſer Schluß? So lang der Unterthan etwas im Vermögen hat, ſo lang kann er auch ſein Hausweſen ordentlich beſtellen, ſeiner Nahrung nachgehen, ſeine Felder mit Nutzen bauen, und von allem die Gebühr ſeinem Landesherrn deſto ordentlicher entrichtē.

Verſiehet er etwas gegen die Geſetze, ſo hat er ſo viel im Vermögen, daß man ihn dafür beſtrafen kann; ohne daß man ihn deswegen darf von ſeiner

Nahrung wegnehmen, und ins Gefängniß ſperren; bedrohet ein feindlicher Einfall das Land zu verheeren, ſo hat er etwas dabey zu verliehren; Er ergreift ſelbſt die Waffen, um ſein Vaterland, ſeinen Herrn und ſein eigen Gut zu vertheidigen. Braucht der Fürſt Geld, ſo kann er ſolches bey ſeinen eigenen Unterthanen aufnehmen, und hat nicht nöthig, Land und Leut dafür mit hohen Zinnſen und groſſer Gefahr an ſeine Nachbarn zu verſetzen. Endlich, hat der Unterthan etwas im Vermögen, ſo kann er ſeine Kinder auch etwas lernen laſſen; Er kann auf dieſe Weiſe dem Staat vernünftige Einwohner, getreue Bürger, und gute Haushälter erziehen.

Dieſe wichtige Gründe wollen heut zu Tage wenig Fürſten mehr einleuchten; ſie plündern ihr eigen Land; ſie folgen jener ſpaniſchen Königin, welche zu ſagen pflegte: der Bauer ſey reich genug, wenn er eine aus Binſen geflochtene Matratze zum Lager und einen groben leinenen Kittel zur Kleidung hätte; weil er ſonſt, als die boshaftigſte von allen Creaturen, nicht zu bändigen wäre; allein, was richtete ſie damit aus, als daß endlich ihre Bauren den Pflug verlieſſen, ſich aufs Rauben legten, und das ganze Land unſicher machten.

Unſeelige Fürſten! die ihr euch Helden, Schutz-Engel und Landes-Väter nennen laſſet, ſeyd ihr nicht vielmehr, wann ihr ſolchen grauſamen Regungen folget, und eurer Unterthanen Schweiß und Blut eurem Uebermuth, eurer Wolluſt, und eurer Ueppig-

keit aufopfert, der Bezüchtigung eines Raubers unterworfen, der dem Macedoniſchen Alexander vorwarf, er ſey noch ein weit gröſſerer Räuber, als er. Sollte nicht, wenn ihr ja noch einen GOtt glaubet, die Vorſtellung desjenigen Gerichts euch erſchüttern, da nach dem gerechteſten Maas einem jeden ſoll vergolten werden, was er hier in dieſer Welt Gutes und Böſes gethan hat?

Die Verbeſſerung eines Staats iſt mit nichten ſo ſchwer, als man ſich ſolche einbildet. Ein kluger Regent darf nur vom Mitleiden gerühret werden, ſo viele Menſchen unter ſeiner Bothmäſſigkeit im Elend zu ſehen; ſo iſt dieſe Empfindung ſchon genug, ihm gute Rathſchläge an die Hand zu geben.

Von der Religion.

Die Religion iſt eine Erkänntniß GOttes, und derjenigen Pflichten, die wir in Anſehung unſerer Handlungen zu beobachten haben. Sie iſt der Grund von aller Glückſeeligkeit des Menſchen: ohne Religion iſt kein ehrlicher Mann, keine Tugend, keine Weisheit, kein wahres Gut; und gleichwohl ſollte man ſagen, ſtiftet die Religion ſo viel böſes: ſie ſtöhret die Eintracht und den Frieden; ſie trennet die Gemüther, ſie erreget Haß und Feindſchaft; ſie verurſacht Krieg und Blutvergieſſen; ſie macht die Menſchen verwirrt; ſie erhitzt die Einbildung mit den ſeltſamen Vorſtellungen; ſie entfernet endlich GOtt von uns, und uns von GOtt. Es gibt alſo eine

gute

gute und auch eine böſe Religion. Bey den Verkehrten iſt ſie verkehrt, bey den Gerechten aber gerecht.

Die wahre Religion hat zum Vorwurf die Liebe GOttes, die Reinigkeit unſers Herzens, und die Verbeſſerung unſers Willens; Die falſche aber iſt ein Werk unſerer eingebildeten Weisheit, und gründet ſich auf leere Begriffe und Meynungen.

Die Religion iſt für alle Menſchen: keiner, der Vernunft hat, kann läugnen, daß ein GOtt ſey. Keiner, der eine Empfindung hat, kann das Gute haſſen, und das Böſe lieben; Keiner, der ein Gefühl hat, kann bey ſich den heimlichen Richter ſchweigen machen, der ihn beſtrafet, wenn er Böſes thut; Keiner, der ein Verlangen hat, glückſeelig zu ſeyn, kann ſich zurück halten, ſolche bey demjenigen Weſen zu ſuchen, welches der Urſprung von ihm und von allen Dingen iſt.

Dieſe Bilder, dieſe Regungen hat die Natur unſerer Seelen eingedrückt: ſie kann ſie nicht von ſich ablegen: ſie ſind ihr immer gegenwärtig: ſie leben, ſie regen ſich in ihr. Wer nicht davon die Spuren bey ſich entdecket, der iſt ein Unmenſch. Sie ſind der Saamen, woraus die weitere Begriffe der göttlichen Dinge keimen: ſie ſind der Grund, wor-

auf die geſchriebene und offenbarte Wahrheiten in der Religion ſich beziehen. Wir können keine andere Begriffe annehmen, als die damit überein kommen: wir können nicht zugleich etwas glauben und nicht glauben.

Dieſe Erkänntniß GOttes aus der Natur wird kräftig vermehret, und in ein helleres Licht geſetzet, wenn wir GOtt lieben, und ihn deswegen näher zu erkennen ſuchen. Hieraus kömmt der Glaube, dieſer beſteht in einer Annehmung göttlicher Wahrheiten, daß wir uns der Regierung GOttes und den Einflüſſen ſeines Geiſtes überlaſſen: unſer Vertrauen auf ihn ſetzen: die Wahrheit des Evangelii für Wahrheit erkennen: Chriſtum als unſern Heyland annehmen, und ſeinen Lehren nachfolgen.

Dieſer Glaube iſt eine verborgene Würkung des Geiſtes: wir können uns ſolchen weder geben, noch nehmen: er kommt von oben, ſein Urſprung iſt ganz göttlich. Mit Zanken und Diſputiren wird er nicht erlangt. Durch bloſe menſchliche Vernunft und durch vieles ſcharfſinnige Nachdenken auch nicht. GOtt zeiget dadurch, daß der Glaube nicht ein Werk unſers Verſtandes ſey. Wie ſehr muß ihm alſo unſer Gezänke mißfallen; da wir mit einem ſo ſchwachen Lichtgen, wie unſer Verſtand iſt, ſeine Werke, ſeine Abſichten und ſeine ganze Haushaltung beleuchten, und das allergröſte Weſen nach

unſern

unſern allerkleinſten Begriffen abmeſſen wollen. Der Hochmuth iſt das Gift, ſo wir noch aus dem Paradieſe gebracht haben: es ſteckt noch in allen Adams-Kindern. Der Verſtand des Menſchen iſt etwas göttliches: er unterſcheidet ihn von den Thieren: Man will deswegen ſich mit dieſer Gabe vor andern brüſten: man iſt auf nichts eiferſichtiger: man will, daß andere Menſchen dieſen Vorzug an uns erkennen, bewundern, ja gar, wenn wir etwas zu ſagen haben, ſich ſolchem unterwerfen ſollen. O toller Aberwitz! wohin verleiten uns noch die Einbildungen von unſerer eigenen Weisheit?

Man kann zwar die Menſchen mit Gewalt zu den Pflichten der Religion zwingen, weil ſie dem Geſetz der Natur, der Vernunft und dem Wohlſtand eines bürgerlichen Weſens gemås ſind; aber die Begriffe von den verſchiedenen Lehrſätzen der Religion müſſen wir einem jeden frey laſſen. Dann die Menſchen ſelbſt ſind von ſolchen Dingen nicht Meiſter: ſie können nicht denken und empfinden, wie ſie wollen: ſie haben darzu nicht alle eine gleiche Fähigkeit: der eine hat deutliche, der andere verwirrte, und der dritte gar keine Begriffe: das Geſetz der Liebe verbindet uns mit eines jeden Gebrechen und Schwachheiten Gedult zu haben? warum nicht auch mit den Mångeln des Verſtandes?

Die äuſſerliche Religion macht keinen Chriſten: Es kommt darauf an, wer den Willen GOttes thut, und im Glauben wandelt. Unſere Spaltungen und Zänkereyen in der Kirchen ſind noch immer Früchte unſers Unglaubens. Der Glaube würket Sanftmuth, Liebe, Demuth, Gedult. Man haſſet, man verfolget ſich deswegen nicht einander: man jaget keinen darüber von Haus und Hof. Man ſpannet niemand darüber auf die Galeeren, und ſchmeiſet auch niemand darüber tod. Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſpricht der Heyland. Er braucht darzu keine Roß und Reuter, keine Spieſe, Schwerdt und Bogen. Sein Reich iſt ein geiſtlich Reich.

Die beſte Kirche iſt demnach wohl dieſe: worinn wenig Glaubens-Articul, wenig Ceremonien, wenig Streit-Fragen; und dargegen viel Liebe, viel Einfalt und viele gute Werke, als gewiſſe Kennzeichen und Früchte des Glaubens ſich finden.

Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß die Gewiſſens-Freyheit, die man einem jeden laſſen muß, nicht bis zur Ruchloſigkeit ausſchweife. Alſo iſt die Freyheit des Gottesdienſtes auf gewiſſe vernünftige Regeln zu ſetzen, wodurch aller offenbaren Gotteslaͤſterung, Abgötterey, Schwärmerey, Entziehung des Gehorſams gegen weltliche Obrigkeit, klüglich muß begegnet werden. Auch muß man

die Leute darzu anhalten, daß ſie wenigſtens ſich unterrichten laſſen, damit ſie nicht ohne alle Erkänntniß GOttes und ohn einige Verehrung deſſelben, wie das dumme wilde Vieh dahin leben.

Von einem beſtändigen Frieden in Europa. *

Viele Dinge ſind nur deswegen in der Welt unmöglich, weil ſie die Menſchen nicht möglich machen wollen. Was wäre leichter, als einen allgemeinen Frieden in Europa aufzurichten? Allein der Eroberungs-Geiſt, die Heldenſucht, und der faſt mehrentheils müſſige Adel hätten nichts mehr zu thun: man brauchte keine Soldaten mehr, um Länder zu gewinnen, und Städte zu erobern. Die Cronen wären auf den Häuptern derer, die ſie tragen, und auf ihren Nachkommen geſichert. Die freye Staaten blieben freye Staaten, und ein jedes Volk würde durch ſeine eigene Geſetze regieret.

Man könnte einen allgemeinen Verſamlungs-Ort erwählen, und darinn einen beſtändigen Friedens-Rath von ungefehr vierzig bis fünfzig Friedens-Richter unterhalten: dieſe müßten aus allen

* Einen dergleichen Entwurf ſoll ehedeſſen der Abbé de S. Pierre in einem Tractat: Project pour rendre la paix eternelle, weitläuftig ausgeführet haben; ich habe denſelben noch nicht geleſen.

denjenigen Völkern, die mit in dem allgemeinen Bündniß ſtünden, durch eine vorhergehende Wahl gezogen werden: ſie müßten die vortrefflichſten Männer ihres Landes ſeyn: und mit einer gründlichen Vernunft und Einſicht, auch eine gleichmäſſige Känntniß des Natur- und Völker-Rechts verbinden: ſie müßten eine genaue Wiſſenſchaft der Europäiſchen Staaten und ihrer politiſchen Verfaſſungen beſitzen: ſie müßten der vornehmſten Sprachen kündig, inſonderheit aber der Lateiniſchen vollkommen mächtig ſeyn; weil in derſelben alles müßte tractiret und ausgefertiget werden; ſie müßten vor allen Dingen das Lob der Redlichkeit und einer wahren Patriotiſchen Geſinnung haben.

Dieſen zur allgemeinen Friedens-Verſamlung beſtimmten Ort müßten die in Europa ſich zuſammen verbundene Staaten durch ihre Geſandten beſchicken, und durch ſie die Angelegenheiten ihrer Höfe vortragen laſſen. Die Friedens-Richter hingegen müßten ſolche mit aller Unpartheylichkeit unterſuchen, rechtsmäßig erörtern, oder in Ermanglung zulänglicher Urkunden und Beweiſen, durch gütliche Vergleiche ſchlichten. Dieſe Entſcheidungen der Friedens-Richter müßten nach den meiſten Stimmen gelten, und dadurch ihre völlige Rechts-Kraft erhalten.

Der

Der Ort hierzu müßte groß, wohl erbaut, geſund, wohl gelegen, und mit allen nöthigen Lebens-Mitteln, leicht, ſicher und wohlfeil zu verſehen ſeyn. Auch müßte derſelbe in keinem mächtigen Königreich, ſondern in einem freyen Staat ſich befinden, und zu einem allgemeinen, niemand in der Welt unterworfenen Friedens-Platz, von den verbundenen Staaten, beſonders darzu erkauft werden, und gleichſam der Hof von ganz Europa ſeyn. Das Regiment und die Policey daſelbſt, könnte unter der Aufſicht der Friedens-Richter, ein gemeiner Stadt-Magiſtrat verſehen.

Wegen dem Rang der Potentaten und Republicken, und daher rührenden Vortritt der Geſandten, könnte man ſich dahin vergleichen: daß man den älteſten und in einer ununterbrochenen Abſtammung von Königl. Geblüt beſetzten Thronen, wenn ſie zugleich auch die mächtigſten ſind, den Rang vor andern, die entweder nicht ſo alt, oder nicht ſo mächtig ſind, geſtattete: diejenige, welche wohl eben ſo alt, aber nicht ſo mächtig; oder ſo mächtig und nicht ſo alt ſind, als jene, behielten zwar mit ihnen gleiches Anſehen und gleiche Hoheit; ihre Geſandten aber wichen den Geſandten der erſten aus Höflichkeit, ohne deswegen der Macht und Würde ihrer eigenen Cronen etwas zu vergeben; diejenige von der erſten Gattung müßten im

Ceremoniel, wo ein Vortritt ſich äuſſern ſollte, miteinander umwechſeln: und wo ja ein Geſandter dem andern zufälliger oder vorſetzlicher Weiſe vorgehen ſollte, ſo müßte doch dadurch dem einen weder etwas genommen, noch dem andern etwas eingeraumet werden. In Betrachtung, daß ein vor allemal die Gleichheit unter ihnen reguliret wäre.

Noch beſſer könnte die Sache dadurch vermittelt werden, wenn die 12. Europäiſche Mächte, welche heut zu Tage Cronen führen, ſich dahin verglichen, nach 12. aufeinander folgenden Jahren einander den Vortritt zu laſſen, und ſolches nach dem Looß zu reguliren: alſo, daß das erſte Jahr dieſe, das andere Jahr eine andere, das dritte Jahr wieder eine andere, und ſo fort, die Oberhand führte.

Alle und jede Sachen, wie ſie bey dieſer allgemeinen Friedens-Verſammlung, durch Urtheil und Recht, von den darzu beſtimmten Richtern entſchieden und abgethan würden; müßten ohne allen Widerſpruch für gültig angenommen und vollzogen werden; Im Verweigerungs-Fall aber wäre eine gewiſſe Executions-Ordnung aufzurichten: vermög welcher die Ausſprüche der Friedens-Richter zur Vollziehung müßten gebracht werden: wobey man diejenige für allgemeine Feinde und Friedensſtöhrer zu achten und anzuſehen hätte, die ſich dieſer einmal

mal beliebten Ordnung mit Frevel, Empörung und Gewalt widerſetzen wollten.

Alle und jede Erbfolgen, woraus die meiſte Kriege entſtehen, müßten auf eine ſichere und beſtändig fortdaurende Art mit und unter allen Staaten vorhero ausgemacht und reguliret werden; alſo und dergeſtalt, daß man vor einen jeden ſich ereignenden Sterbfall bereits voraus wiſſen könnte, auf welche Perſon oder Stamm-Linie dieſes oder jenes Reich, Fürſtenthum oder Land fiel. Wie dann zu dem Ende keine Heyrath unter den durchlauchtigen und regierenden Häuſern könnte und müßte geſchloſſen werden; bevor die Erbfolgen der Staaten und Länder feſtgeſetzt, und davon der Friedens-Verſammlung, als von einer Sache, welche die Erhaltung der gemeinen Ruhe betrift, die nöthige Eröfnung geſchehen wäre.

Die Handelſchaft der Völker in die entlegene Länder: die freye Seefahrt, welche ſich einige vor den andern anmaſſen: die Rechte der Zölle, des Stapels, des Strandes, der Contrebanden, und dergleichen, wären auch noch ſolche Puncten, die vorher müßten aus einander geſetzt und entſchieden werden.

Die Verbindung einiger mächtigen Häuſer in Europa könnte dergleichen Vorſchläge möglich machen; ſie könnten ſich dadurch geſamter Hand gegen fremde Gewalt einander ſchützen, ihre eigene Staaten und Provinzen aber in Ruhe beherrſchen.

*
* *

Daß im übrigen dieſe kurze Vorſchläge, welche die Ausbeſſerung des Staats betreffen, einer weitläuftigern Ausführung bedürfen, iſt man nicht in Abrede: Man müßte aber ſodann einen gewiſſen Staat allein zum Vorwurf haben, und die Zueignung darauf insbeſondere richten; GOTT beſſere unterdeſſen die Menſchen, und gebe ihnen den Geiſt der Liebe und des Friedens.

Anhang
zweyer Abhandlungen,

von der

Kriegszucht und der Ausbreitung falſcher Siege und Vortheile im Kriege.

I.

Alle wahre Helden haben auch in Feindes Lande die vollkommenſte Kriegszucht erhalten.

Der Krieg iſt vor die Ruhe der Familien, vor das Aufnehmen der Staaten, und vor die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts überhaupt ſo ſchädlich und verderblich, daß eine geläuterte Vernunft und eine wahre Menſchenliebe nichts ſo ſehr wünſchen können, als daß es möglich wäre, Mittel ausfindig zu machen, daß dieſes höchſte Uebel des menſchlichen Geſchlechtes ganz und gar vermieden werden könnte. Allein, da dieſes nach denen menſchlichen Leidenſchaften und Geſinnungen, und kurz, nach der Natur des Menſchen nicht gehoffet werden kann; ſo müſſen wir zufrieden ſeyn, wenn wir es in vernünftigen

nünftigen und erleuchteten Zeiten dahin bringen, daß die ſchädlichen Folgen des Kriegs ſo viel als möglich gemildert, und daß wenigſtens die Kriege auf keine grauſame und barbariſche Art geführet werden. Alle vernünftige und geſittete Völker haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe ihre Kriege auf eine leutſelige Art zu führen; ſo viel es in dieſem grauſamen Geſchäfte geſchehen, und mit ihrer Selbſterhaltung und Vertheidigung beſtehen kann; und ſie haben Urſache, diejenigen Völker mit Abſcheu anzuſehen, und ſie vor gemeinſchaftliche Feinde des menſchlichen Geſchlechts zu halten, welche die ehedem in den Zeiten der Barbarey gewöhnlich geweſene grauſame Art Krieg zu führen, zur Schande des menſchlichen Geſchlechts wieder in Gang bringen wollen.

Das, was der guten Vernunft und der Menſchenliebe ſo gemäß iſt, das ſtimmet auch mit den ächten Regeln der Kriegskunſt auf das genaueſte überein. Die Grauſamkeit und Tyranney iſt nichts weniger als die Eigenſchaft der Helden. Dieſer Abſchaum der menſchlichen Bosheit hat etwas über die maaßen kleines und niedriges an ſich; und man kann in der That ſagen, ſie ſind weibiſch, ſo widerſprechend dieſes anfangs zu ſeyn ſcheinet. Man hat die allgemeine und gegründete Anmerkung gemacht, daß die größten Tyrannen allemal

am

am wenigſten wahren Muth beſeſſen haben: und wenn wir uns hierbey aufhalten könnten, ſo würde gar leicht ausgeführet werden können, daß die Grauſamkeit und Tyranney ſehr natürliche Folgen einer unedlen Gedenkungsart und eines zaghaften Geiſtes ſind. Diejenigen Kriegsheere, die gegen unbewehrtes Landvolk wüten, werden demnach eher von der Tapferkeit abgeführet, als daß ſie dazu gewöhnet werden ſollten. Durch die ausgeübten Grauſamkeiten erſticken ſie die edlen Empfindungen und den Trieb der Ehre, welche die Quellen einer wahren Tapferkeit ſind; und ſie erzittern endlich vor einer jeden Gefahr, wo ſie mehr Widerſtand wahrnehmen, als ſie von unbewehrten Bauern und Weibern gewohnt ſind. Dieſe Wahrheit, daß Kriegsvölker, die auf das grauſamſte gewütet haben, ſich hernach in Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln als die verzagteſten Memmen aufgeführet haben, könnte durch unzählige Beyſpiele aus den Geſchichten alter und neuer Zeiten beſtätiget werden, wenn ſie anders noch einigem Zweifel unterworfen wäre.

Eben ſo ungezweifelt iſt es, daß ein Kriegsheer, dem man in des Feindes Lande alle Ausſchweifungen geſtattet, diejenige gute Zucht und Ordnung verlieret, welche die Seele aller kriegeriſchen Unternehmungen iſt. Soldaten, welchen

aller

aller Muthwille erlaubet wird, können niemals in ſolcher Ordnung und Thätigkeit erhalten werden, als unumgänglich erfordert wird, wenn man einem muthigen Feinde grauſamen Widerſtand thun, und wider denſelben etwas ausrichten will; und ein Feldherr, welcher nachſehen kann, daß ſeine Befehle in einem ſo wichtigen Punkte auſſer Augen geſetzet werden, hat ſich bey ernſtlichen Gelegenheiten keines beſſern Gehorſams zu verſprechen.

Die Ausſchweiffungen, die man den Soldaten in Feindes Lande geſtattet, ſind auch der Subſiſtenz des Kriegsheeres äuſſerſt ſchädlich. Durch den Muthwillen der Soldaten werden viele Dinge verwüſtet, die dem Unterhalte der Armee vortrefflich zu ſtatten gekommen wären; und wenn das Landvolk vor der Grauſamkeit der Feinde entfliehet, ſo nimmt es, ſo viel möglich, ſeine Lebensmittel mit ſich, oder vergräbet dieſelben: Der Feind entziehet ſich alſo ſelbſt den Unterhalt und viele Bequemlichkeiten an Vorſpann und tauſend andern Dingen, die er aus denen gegenſeitigen Landen hätte ziehen können; und er ſiehet ſich genöthiget, ſeine Lebens-Mittel und Nothwendigkeiten mit groſſen Koſten und Zeit-Verluſt aus andern Landen herbey zu ſchaffen, wobey nicht ſelten das Kriegs-Heer einem groſſen Mangel ausgeſetzet wird.

Es

Es iſt demnach nichts weniger als den guten Kriegs-Regeln gemås, denen Soldaten in Feindes Lande Ausſchweifungen und Grauſamkeiten zu geſtatten; und dieſe barbariſche Art Krieg zu führen, welche die geſunde Vernunft und die Menſchenliebe gleichmäſſig verabſcheuen, iſt ſelbſt dem Heer, das ſie ausübet, åuſſerſt ſchådlich und verderblich. Alle wahre und groſſe Helden haben auch zu allen Zeiten eben ſowohl in Feindes als in Freundes Lande die vollkommenſte Zucht und Ordnung unter ihren Heeren erhalten. Laſſet uns doch die Beyſpiele der berühmteſten Helden etwas nåher betrachten.

Cyrus, gleichwie er der erſte Held des Alterthums iſt, von deſſen Eigenſchaften und Thaten wir zuverlåßige Nachricht in denen Geſchichten finden, ohne, daß dieſe Nachrichten in die Dunkelheit der fabelhaften Zeiten und in die Ungewißheit der poetiſchen Erdichtungen eingehüllet ſind, iſt auch der erſte, von dem wir wiſſen, daß er eine vollkommene und ſtrenge Kriegszucht bey allen Gelegenheiten unterhalten hat, wie wir in dem Herodot, Xenophon, und andern Schriftſtellern genugſame Nachrichten und Merkmahle davon finden. Die Perſer, die durch ihn ihr Haupt über alle andere Vôlker empor huben, und die Beherrſcher von Aſien wurden, waren damals ohnedem einer ſtrengen Lebens-Art und eines genauen Ge-

horſams gegen die Befehle ihrer Obern gewohnt, wodurch dem Cyrus die einzuführende gute Zucht deſtomehr erleichtert wurde; und wahrſcheinlich haben ſie es dieſer Eigenſchaft blos zu danken, daß ſie Aſien unter ihre Bottmäſſigkeit brachten.

Daß Alexander der Groſſe in allen ſeinen Siegen und Eroberungen, womit er als ein reiſſender Strom den gröſten Theil der bewohnten und bekannten Welt überſchwemmte, die genaueſte Kriegszucht unterhalten habe, davon finden wir bey denen Geſchichtſchreibern die unverwerflichſte Zeugniſſe. Dieſer auſſerordentliche Ueberwinder ſah es als ein Verbrechen an, wenn ſeine Soldaten an dem glücklichen Erfolge ſeiner Unternehmungen zweifelten, geſchweige, daß ſie an dem Gehorſam gegen ſeine Befehle etwas hätten ermangeln laſſen dürfen; und gleichwie er eben ſo mit den beſten Grundſätzen der Regierungs-Kunſt erfüllet war, als ſein Muth alle Vorſtellungen von der Tapferkeit der Helden übertraf; ſo war er ſo weit entfernet, die überwundenen Völker durch den Muthwillen der Soldaten leiden zu laſſen, daß er ihnen vielmehr keinen Heller Tribut mehr auflegte, als ſie unter ihren vorigen Beherrſchern entrichtet hatten.

Sulla, der gegen die Vornehmſten der Gegen-Parthey ein grauſamer Ueberwinder war, unterhielt dennoch in den Ländern ſelbſt, die ihm zuwider

der geweſen waren, die ſtrengſte Kriegszucht. Vellejus Paterculus verſichert, daß er ſein Kriegs-Heer mit einer ſolchen Ordnung und Stille durch Calabrien und Apulien in Campaniam geführet hätte, daß Früchte, Aecker, Städte und Menſchen nicht das geringſte gelitten hätten.

Julius Cäſar, deſſen Geiſt und Fähigkeiten eben ſo groß als ſein Muth waren, und welcher, wenn er einige Laſter an ſich hatte, ſolche durch verwundernswürdige Tugenden erſetzte, gewöhnte ſeine Soldaten hauptſächlich zum Gehorſam und zu Ertragung des Ungemachs an. Er forderte den genaueſten Gehorſam von ihnen, ohne, daß ſie von ſeinen Unternehmungen im geringſten unterrichtet waren. Suetonius meldet ausdrücklich, daß er ſeine Abſichten und Maasregeln geändert habe, wenn etwas von denenſelben bey der Armee bekannt worden wäre.

Oefters ließ er das Kriegsheer aus dem Lager, das ſie den Augenblick bezogen hatten, wieder ausrücken, und weiter marſchiren, beſonders, wenn es böſes Wetter war, blos, um ſie zu einem uneingeſchränkten Gehorſam und zu Ertragung des Ungemachs anzugewöhnen. Hierinn gieng er ihnen ſelbſt mit ſeinem Beyſpiel vor. Er marſchirte zu Fuß mit entblößtem Haupt vor ſeiner Armee her, und war ſo wenig zärtlich in ſeiner

Lebens-Art, daß er alles Ungemach mit ihnen theilte, und mit denen gemeinſten Speiſen zufrieden war. Einsmal ließ er ſeinen Becker prügeln, weil er ihm ein beſſeres als gemeines Brod gebacken hatte. Wenn er zuweilen von der Kriegszucht etwas nachließ; ſo geſchah es blos zu der Zeit, wenn ſein Kriegs-Herr einen Sieg erfochten hatte; und dennoch beſtand dieſe Freyheit, die er ihnen alsdenn geſtattete, nicht in der Verwüſtung des Landes, ſondern in andern bey den Soldaten nicht ungewöhnlichen Ergötzungen und Ausſchweifungen. Allein, zu anderer Zeit, und inſonderheit, wenn er gegen den Feind anrückte, unterhielt er die ſtrengſte Kriegszucht, wie Suetonius und andere Geſchichtſchreiber verſichern. Bey dem allen iſt niemals ein Feldherr von ſeinen Soldaten ſo ſehr geliebet worden, als Cäſar. Man findet davon Beyſpiele, die ganz unglaublich ſeyn würden, wenn nicht alle Zeugniſſe der Geſchichte darinnen übereinſtimmeten.

Pompejus der Groſſe, der nicht weniger ein Held war, ob er gleich unter dem Glücke des Cäſars erliegen mußte, hat in allen ſeinen groſſen und herrlichen Unternehmnngen die vollkommenſte Kriegszucht beobachtet. Die Geſchichtſchreiber haben davon eine Menge Zeugniſſe; und Cicero verſichert, daß, als er ſein Kriegs-Heer nach Aſien geführet

führet habe; ſo ſey auch nicht eine Spur zu finden geweſen, daß jemanden durch eine Uebelthat ſey Schade zugefüget worden.

Wenn irgend ein römiſcher Kayſer unter den Nachfolgern des Cäſars durch ſeine Kriegs-Thaten berühmt geworden iſt; ſo finden wir bey denen Geſchichtſchreibern allemal auch ihre vortreffliche Kriegszucht bemerket, ſo, daß groſſe Thaten nur die Folgen von der Ordnung und Diſciplin bey denen Kriegs-Heeren zu ſeyn ſchienen. Lampridius meldet, daß, als Kayſer Alexander Severus ſeinen Zug in Parthien verrichtet; ſo hätte man glauben ſollen, daß nicht Soldaten, ſondern Rathsherren marſchiret hätten. Die Befehlshaber wären beſcheiden, und die Soldaten liebenswürdig geweſen, der Kayſer aber wäre deshalb von den Landleuten als ein Gott verehret worden.

Sogar unter denjenigen Völkern, die wir vor barbariſch und ungeſittet halten, ſind wahre und groſſe Helden allemal ſtrenge Beobachter der Kriegszucht geweſen. Man findet dieſes von dem Tamerlan bemerket; und Mahomet der zweyte, dieſer groſſe Eroberer, welchem das türckiſche Reich ſeine ungeheure Gröſſe hauptſächlich zu verdanken hat, unterhielt ſeine Kriegs-Heere in einer verwundernswürdigen Zucht und Gehorſam. Als er mit einem groſſen Heer in Ungarn eindrang, und die

Chriſten aus dem Markte Ketſche ihm ein Geſchenk von Victualien brachten, und um eine Salveguarde baten, ſo ſchenkte er ihnen drey hundert Ducaten und einen türkiſchen Kaftan, der, wenn ſie denſelben ſeinen Soldaten zeigten, ihnen ſtatt aller Salveguarde ſeyn würde; und in der That, ſo bald ſich der Richter des Marktes in dieſem Kaftan ſehen ließ; ſo wollten die türkiſchen Soldaten nicht das geringſte ohne Bezahlung annehmen, und unterſtanden ſich nicht einmal in dem Markte zu übernachten, wenn ſie nicht beſonders von denen Einwohnern dazu eingeladen wurden.

Wir würden eben dieſes in den neuern Zeiten von allen Feldherren zu zeigen vermögend ſeyn, die auf den Nahmen der Helden einigen Anſpruch machen können, wenn uns Friederich der Große, dieſer wahre Held unſerer Zeiten, den die ſpäteſten, von Neid und Befürchtungen befreyeten Jahrhunderte über alles hinaus ſetzen werden, was das Alterthum weiſes, groſſes, edles und heldenmüthiges gehabt hat, uns nicht ſtatt aller Beyſpiele dienen könnte. Die vortreffliche Kriegszucht, welche dieſer in allem Betracht ganz unvergleichliche Monarch auch in feindlichen Ländern beobachtet, davon ſelbſt die Unterthanen der feindlichen Staaten ein einmüthiges Zeugniß ablegen, und welche denen Preuſſiſchen Kriegs-Völkern nicht weniger zur

Ehre gereichet, als ihre Kriegs-Thaten, wird denen Helden der künftigen Zeiten eben ſo ſehr zum Muſter dienen, als die Helden-Thaten Friederichs bis zu denen entfernteſten Jahrhunderten ein Gegenſtand der Bewunderung und der Nachahmung vor ſie ſeyn werden.

Wenn demnach die Regeln der Kriegskunſt erfordern, daß man beſtändig, und auch ſogar in Feindes Lande eine vollkommene Kriegszucht beobachtet; und wenn die wahren Helden alter und neuer Zeiten beſtändig alſo verfahren haben; ſo erwächſet ſchon von ſelbſt die Vermuthung, daß das allemal die Gegenfüßler der Helden ſind, die eine ſchlechte Kriegszucht unterhalten. In der That, wenn übel diſciplinirte Armeen etwas ausrichten; ſo geſchiehet es blos, weil der Feind immer noch ſchlechter beſchaffen iſt. Wenn die Welt zuweilen unterrichtet wäre, mit was vor wenig Muth und Ordnung dasjenige ausgerichtet wäre, was ſie als rühmliche Thaten anſehen: ſo würde der Werth derſelben verringert werden. Wenn ein Feiger einen andern jaget, der noch feiger iſt; ſo wird deshalb der erſte feige kein Held.

Ich bin in denen Feldzügen von 1741. bis 1742. in Böhmen und Mähren ein Augenzeuge von denen Kriegs Verrichtungen vielerley Herren Völker geweſen, die alle nur eine mittelmäſſige

und zum Theil eine ſehr ſchlechte Kriegszucht beob- achteten; und ich bin bey vielen Unternehmungen, die man als beſondere tapfere Thaten in der Welt angeſehen hat, entweder ſelbſt gegenwärtig, oder ſehr in der Nähe geweſen. Der Verdienſt des ob- ſiegenden Theils hat faſt allemal in der ungemein groſſen Zaghaftigkeit des Feindes beſtanden. Viel- leicht entſchlieſſe ich mich einmal über dieſe Feld- züge Anmerkungen heraus zu geben.

Man ſollte von einer Nation, die ſich ſelbſt vor kriegeriſch ausgiebt, deren Schriftſteller von ihrer Tapferkeit und Muth viel Rühmens machen, die ſich vor die geſitteſte und vernünftigſte, ja ſo- gar vor den Brunnquell der Artigkeit und Höflich- keit in ganz Europa anſiehet, erwarten können, daß ihre in Deutſchland eingerückten Kriegs-Heere die vollkommenſte Kriegszucht beobachten würden. Allein, die einſtimmige Nachrichten ſelbſt aus den Landen ihrer Freunde und Anhänger beſtärken dieſe Vermuthung keineswegs; und ſie legen ſelbſt öf- fentliche Zeugniſſe ab, daß ſie nichts weniger als Zucht und Ordnung zu unterhalten willens ſind, indem ſie ſogar den Lauf der ordentlichen Poſten hemmen, die Briefe eröfnen, und die Paquets da- von rauben; und zwar thun dieſes nicht etwa Ma- rodeurs, ſondern commandirende Befehlshaber. Wenn je eine Sache heilig und unverletzlich ſeyn

ſoll; ſo ſind es die öffentlichen Poſten. Die Poſten haben in ganz Europa einen unzertrennlichen Zuſammenhang; und diejenigen, ſo in des Feindes Lande gehen, ſind eben ſowohl vor die Alliirten, freundſchaftlichen und neutralen Länder, als ſie vor die feindlichen Staaten ſind. Der Abbruch, den man hierdurch dem Feinde thut, iſt über die maſſen geringe; und man kann ihm hierinnen keinen Schaden zufügen, ohne zugleich den freundſchaftlichen und neutralen Landen groſſen Nachtheil zu verurſachen. Denn, wenn man ſagen wollte, daß man die in des Feindes Land beſtimmten Briefe und Paquete davon nehmen könnte; ſo weis man ja, daß die in ein Land addreßirten Briefe und Sachen öfters weiter fort ſpediret werden ſollen. Die Hemmung und Angreifung der Poſten iſt alſo der höchſte Grad der Unordnungen des Kriegs, und nichts weniger als einer Art Krieg zu führen gemäs, die in vernünftigen und geſitteten Zeiten ſtatt finden ſollte. Am allerwenigſten aber ſollte man dieſes von denen Herren Franzoſen gewarten, die Garants des Weſtphäliſchen Friedens ſeyn wollen.

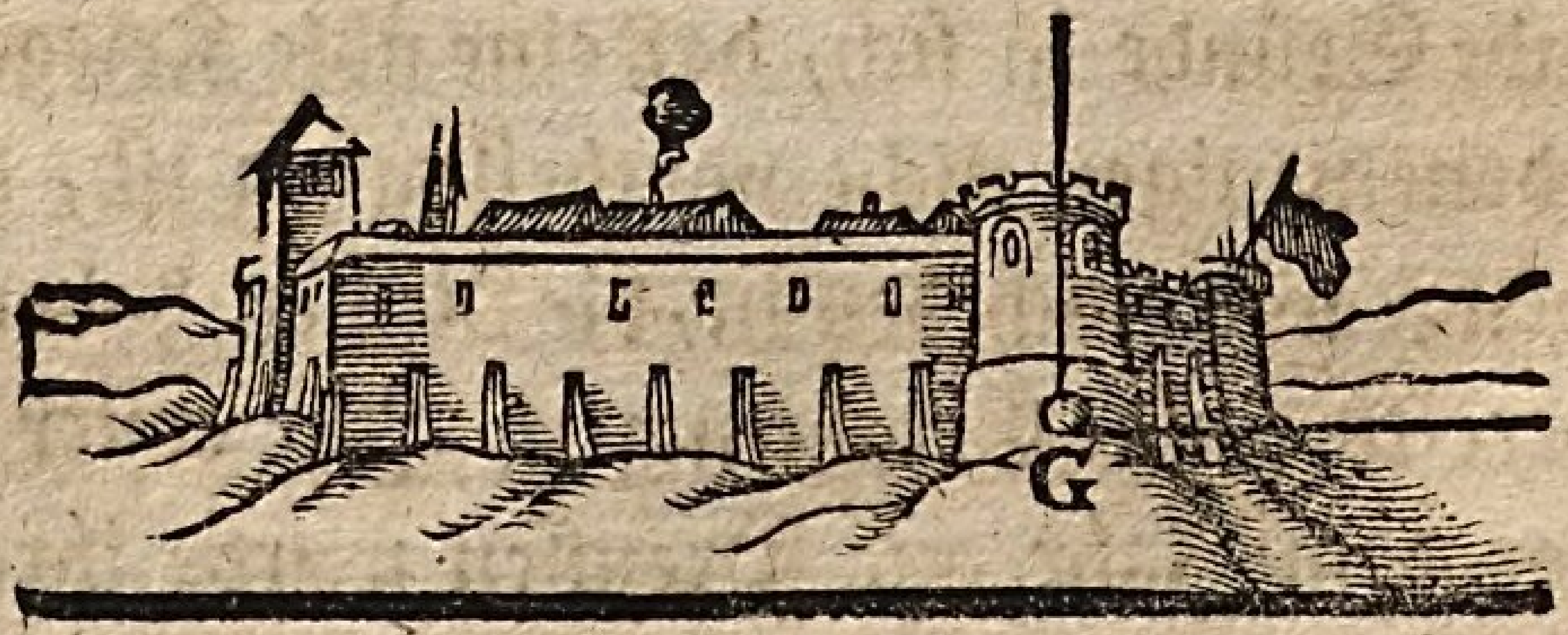
Dieſe ſonderbare Eigenſchaften, welche ſich dieſes Volk beylegt, verdienen wohl bey einer andern Gelegenheit eine nähere Beleuchtung. Kein vernünftiger Menſch kann einſehen, wie es jetzo die

Frage von dem Weſtphäliſchen Frieden iſt. Auf eben dieſe Art, wie ſie ſich jetzo dieſe Eigenſchaft beylegen, ſo kann nicht das geringſte in Deutſchland vorgehen, wobey ſie ſich nicht als Garants des Weſtphäliſchen Friedens einmiſchen könnten. Diejenigen, welche ſie in dieſer Eigenſchaft erkennen, würden groſſe Urſache haben, unterthänige Remonſtranzen an die Herren Franzoſen ergehen zu laſſen, daß ſie doch vor allen Dingen die Garantie des Weſtphäliſchen Friedens wider ſich ſelbſt leiſten möchten. Niemand hat durch die fameuſe Clauſul des Riswickiſchen Friedens und durch andere Vorfälle den Weſtphäliſchen Frieden ſo ſehr durchlöchert, als eben ſie, und wenn die Aufrechterhaltung der geſamten deutſchen Staats-Verfaſſung zum Weſtphäliſchen Frieden gehöret; ſo müſſen ſie ſich ſelbſt den Einmarſch in Deutſchland verwehren, weil die deutſche Staats-Verfaſſung und der ausdrückliche Innhalt der eidlich beſchwornen Kayſerl. Wahl-Capitulation erfordert, daß ohne Einwilligung des geſamten Reichs keine fremde Truppen in Deutſchland eingeführt werden ſollen; am allerwenigſten aber, daß ſolche fremde Völker alle deutſche Lande, denen ſie ſich nähern, in Contribution ſetzen, und den Lauf der öffentlichen Poſten ſtöhren ſollten. Seitdem dieſe Abhandlung zum erſtenmal gedruckt worden, hat man durch das Betragen derer Herren Franzoſen in Deutſchland gar keine Veranlaſſung

anlaſſung bekommen, dasjenige zu widerrufen, was von ihnen hier geſaget worden. Die nachherigen Vorgänge zu Bielefeld, zu Halberſtadt, und anderer Orten beweiſen nicht allein ihre mittelmäſige Kriegszucht, ſondern der zu Halberſtadt beweiſet noch etwas mehr, nemlich einen mit Ueberlegung und von denen Befehlshabern ſelbſt gefaßten Vorſatz, unſchuldige und wehrloſe Städte gänzlich zu ruiniren.

Unterdeſſen, ſeitdem wir die Ruſſen näher haben kennen lernen; ſo müſſen wir freylich geſtehen, daß die Franzoſen gegen die Ruſſen zu rechnen, wahre Engel von Soldaten ſind, und daß die franzöſiſche Kriegszucht gegen die ruſſiſche ſehr groſſe Lobeserhebungen verdienet. Ich kann bey dem zweyten Druck dieſer Abhandlung von dieſem Verfahren der Ruſſen unmöglich ſchweigen ohne mich einer ſehr niederträchtigen Heucheley ſchuldig zu machen, nachdem ich einmal bey dem erſten Abdruck die franzöſiſche ſchlechte Kriegszucht getadelt hatte. Dieſe Abhandlung hält meines Erachtens überzeugende Gründe in ſich, daß eine üble Kriegszucht ſelbſt denenjenigen nicht vortheilhaftig iſt, die ſie ausüben; und mich deucht, die Ruſſen haben hiervon bereits einige Erfahrungen. Ihr erſter Rückzug vor dem Jahr aus Preuſſen wurde ihrem eigenen Geſtändniß nach durch den Mangel der Subſiſtenz veranlaſſet. Dieſer Mangel aber rühre-

tete von der vorhergegangenen ſchlechten Kriegszucht her, wie ſie ſelbſt nicht in Abrede geweſen ſind. Sollten die vernünftigen ruſſiſchen Civil- und Kriegsbedienten dieſes nicht ſelbſt einſehen? Sollten ſie keine Empfindungen von der Menſchenliebe und dem natürlichen Schauer und Abſcheu bey ſich fühlen, der ſich in dem vernünftigen Weſen der Menſchen gegen barbariſche Thaten ſo natürlicher Weiſe reget. Sollten ſie nicht wahrnehmen, daß alle vernünftige Menſchen hier intereſſiret ſind, und daß es einer ganzen Nation zum ewigen und unauslöſchlichen Vorwurf in den Geſchichten gereichet, wenn ſie ſich dergleichen zu Schulden kommen läßt. Nein, das kann ich mir unmöglich einbilden; und alle vernünftige Menſchen, denen das allgemeine Wohl des menſchlichen Geſchlechts am Herzen liegt, hoffen mit mir, daß man die irregulairen Trouppen, denen wahrſcheinlich dieſe Ausſchweifungen am meiſten beyzumeſſen ſind, künftig mehr im Zaum halten wird.



II.

Ob es nach den Regeln der Staats-Kunſt rathſam iſt, den Verluſt einer Schlacht zu läugnen, oder falſche Siege und Vortheile auszubreiten.

Es geſchiehet in denen Kriegen nicht ſelten, daß ſich der eine Theil fälſchlich den Sieg zueignet. Man thut dieſes nicht nur, wenn der Vortheil ziemlich gleich geweſen iſt, ſondern ſogar, wenn man würklich geſchlagen worden iſt. Man findet hin und wieder glaubwürdige Nachrichten, daß der Prinz Eugen dieſes Kunſtſtück mehr als einmal ausgeübet hat. Der gegenwärtige Krieg hat uns gleichfalls bereits hiervon ein Beyſpiel gegeben; und wahrſcheinlich gehöret es in das neue Staats-Syſtem, daß man Minen von dieſer Art mehr wird ſpringen laſſen. Es wird alſo meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich die Frage unterſuche, ob es nach den Regeln der Staats-Kunſt rathſam iſt, „den Verluſt einer Schlacht zu „läugnen, oder falſche Siege und Vortheile aus„breiten.„ Ich will erſt dieſe Gedanken des be-

rühmten

rühmten Bayle in einer, ſeinem hiſtoriſchen und critiſchen Wörterbuch angefügten Diſſertation über dieſen Gegenſtand, jedoch ohne die häuffigen Citationen, mittheilen, und ſodann will ich ſelbſt meine Meynung hievon ſagen.

„Man eignet der Catharina von Medicis „dieſen Spruch zu, daß eine falſche Neuigkeit, die „drey Tag geglaubet wird, einen Staat erretten „könne. Die Geſchichte iſt voll von dem Nutzen „der falſchen Neuigkeiten. Die Häupter der Lige „behaupteten ſich dadurch lange Zeit in Paris. „Der Herzog von Maine, der nicht läugnen konn„te, daß er die Schlacht bey Ivri verlohren hatte, „breitete das Gerücht aus, daß der Bearner hier „tod geblieben wäre, und daß die Lige auch in an„dern Gegenden ſiegreich wäre. Peter Matthias, „(in der Geſchichte Ludwig des Eilften,) erzählet, „daß der Graf von Charlois, welcher einſah, wie „nöthig es war, daß ſeinem Herrn durch die Hof„nung eines ſchleunigen Beyſtandes Muth gema„chet würde, mit einem Parfüſſer-Mönch abredete, „daß er ſich ſtellen mußte, als käm er aus Bre„tagne, mit dem Vorgeben, daß er die Armee ſo „nahe zurückgelaſſen hätte, daß man ſie noch die„ſen Tag ankommen ſehen würde. Dieſes Kunſt„ſtück vermehrte, wo nicht den Muth, jedoch die „Gedult der Allerniedergeſchlagenſten, und man

„Iog

„aus dieſer Lügen Vortheil, wenigſtens die kurze „Zeit über, da ſie geglaubt wurde. Das groſſe „Verlangen, die Völker aus Bretagne ankommen „zu ſehen, verurſachte, daß man dieſe Lügen als „eine Wahrheit annahm, ohne ſie zu unterſuchen. „Wenn ein Kriegs-Heer oder eine Stadt Beyſtand „erwartet; ſo muß man beſtändig verſichern, daß „er kommt; und wenn man auch Zeitung von dem „Gegentheil hätte; ſo iſt es der Klugheit eines „Oberhaupts gemäs, ein ganz ander Gerüchte lau- „fen zu laſſen. Syphax meldete dem Scipio, „daß er ihm nichts weniger als Beyſtand ſchicken „könnte, ſondern, daß er vielmehr auf die Seite „von Carthago getreten wäre. Scipio erzeigte den- „noch denen Abgeſandten die beſten Bewirthungen „und Schmeicheleyen, und beſchenkte ſie reichlich, „damit er ſeinen Leuten glaubend machen möchte, „daß Syphax käme, und daß die Abgeſandten nur „wieder umkehrten, um ſeine Ankunft zu beſchleu- „nigen. In Anſehung ſolcher liſtigen Erfindungen „kann man hauptſächlich ſagen: es geſchiehet nichts „neues unter der Sonnen. Die Neuern ſind hier- „innen nichts anders, als die Abſchreiber des Alter- „thums. Man hat faſt zu allen Zeiten niemals „auf die Ehre Anſpruch gemacht, bey denen friſchen „Nachrichten von den Unglücks-Fällen des Staats „aufrichtig zu ſeyn; und es wird allezeit nachthei- „lig ſeyn, ſich dieſe Ehre in den Kopf zu ſetzen. Ti-

„tus Livius tadelt den römiſchen Burgermeiſter „nicht ohne Grund, daß er nach der unglücklichen „Schlacht bey Cannas denen Deputirten der „Bundsgenoſſen den ganzen Verluſt, den er erlit„ten hatte, aufrichtig geſtand. Die Würkung von „dieſer Aufrichtigkeit war, daß die Bundsgenoſſen „urtheilten, Rom könnte ſich nicht wieder aufhelf„fen, und daß man folglich ſich mit Hannibal ver„binden müßte.„

„Wir wiſſen aus dem Plutarch, daß ein Athe„nienſer grauſam gepeiniget wurde, um eine böſe „Zeitung gebracht zu haben, die dennoch ſehr rich„tig war. Nachdem derſelbe von einem Fremden, „der in dem Piräiſchen Haven an das Land geſtie„gen war, die Niederlage des Ninas erfahren hat„te; ſo gieng er ſtehendes Fuſſes, um dieſes groſſe „Unglück der Obrigkeit zu verkündigen. Man woll„te wiſſen, woher er dieſe Nachricht hätte; und „gleichwie er ſeinen Urheber nicht nennen konnte; „ſo züchtigte man ihn als einen betrügeriſchen „Stöhrer der öffentlichen Ruhe. Man hörte nicht „auf ihn zu peinigen, bis man die Wahrheit dieſer „Zeitung erfuhr. Wenn er fälſchlicher Weiſe ei„nen Sieg angekündiget hätte; ſo würde man ihn „nicht beſtraft haben. Die That des Stratokles „macht, daß ich alſo urtheilen muß. Er überredete „die Athenienſer, den Göttern ein Opfer zu brin-

„gen,

„gen, um ihnen vor die Niederlage der Feinde zu „danken; und er wußte doch nur allzu gut, daß die „Flotte der Athenienſer geſchlagen war. Die Zei„tung von dieſem Unglück wurde endlich gewiß und „öffentlich bekannt. Man erzürnte ſich im ganzen „Ernſt wider den Betrüger. Allein, man ließ ſich „mit ſeiner Antwort abſpeiſen, und es geſchah nichts „weiter. Was vor Unrecht habe ich euch zugefügt, „ſagte er, ich bin Urſach geweſen, daß ihr drey Tag „hindurch vergnügte Stunden gehabt habet.

„Vielleicht giebt es Leute, die dieſe Gedanken „nicht ganz vor ungegründet halten. Man wird „ſagen, die Athenienſer gewonnen dadurch zwey „oder drey Tage voller Vergnügen und Ergötzlich„keiten, und ſie entfernten ſo lange den Verdruß „von ſich, den dieſe böſe Zeitung verurſachen muß„te. Allein, im Grund iſt dieſes ein gar kleiner „Vortheil. Es iſt ſehr verdrüßlich, von einer fal„ſchen Ueberredung, die groſſe Freude verurſachet „hat, zurück zu kehren; und man empfindet her„nach das Gewicht des Unglücks deſto nachdrückli„cher. Uebrigens machen die öffentlichen Freudens„bezeugungen über einen eingebildeten Sieg eine „ganze Nation verächtlich, und geben dem Feind „guten Stoff zum Lachen. Wenn man dem Stra„tokles nach Verdienſt hätte begegnen wollen, ſo „würde man ihn ernſtlich geſtraft haben.

„Vielleicht kann eine Privat-Perſon alſo ver„fahren, was Cicero gethan hat; wenigſtens wür„de es von keinen wichtigen Folgen ſeyn. Unter„deſſen iſt es doch allemal wahr, daß die wahre „Klugheit erfordert, auch in Privat-Angelegenhei„ten nicht allzu leichtgläubig zu ſeyn. Es iſt nicht „gewiß, daß mein Feind tod iſt; vielleicht wird man „in einigen Tagen erfahren, daß er geſund und „wohl iſt. Allein unterdeſſen ziehe ich aus dem „laufenden Gerüchte Vortheil; ich glaub es, und „das iſt ſo viel Gewinn vor mich. Dieſes iſt die „Sprache des Cicero. Es liegt nichts daran, ob „dieſes ein bloſer Scherz, oder eine aufrichtige Er„klärung ſeiner Gedanken geweſen iſt. Allein, wenn „ein Staat auf dieſe Art verfahren, und nach einer „falſchen Nachricht von der Niederlage der Feinde „ſeine Maaßregeln einrichten wollte; ſo würde er „ſich zuweilen einem groſſen Unglück ausſetzen. „Es erzählet ein Geſchichtſchreiber, daß, nach„dem das Gerücht gelaufen, daß Scipio, der „Africaner, und ſein Bruder gefangen genom„men, und daß die römiſche Armee, die ſie un„ter ihrem Befehl hatten, von dem Antiochus „gänzlich geſchlagen worden wäre, die Aetolier „ſofort das römiſche Joch abgeworfen hätten. Die„ſer Schritt konnte ihnen nicht anders als nach„theilig ſeyn. Die Nachricht des Livius hiervon, „die verſchiedene Beſonderheiten enthält, verdienet

„nachge-

„nachgeleſen zu werden. Man findet hier ein ſchö„nes Beyſpiel von der Betrüglichkeit des Gerüchts. „Man ſiehet hier, daß eine ſo offenbare Unwahr„heit ſelbſt die Deputirten der Aetolier bey der Ar„mee des Scipio zum Urheber hatte, u. daß nur ein „Geſchichtſchreiber hiervon die Nachricht hinter„laſſen hat.

„Man muß nicht glauben, daß Catharina von „Medicis hat ſagen wollen, daß eine falſche Neuig„keit, die drey Tag geglaubt wird, den Staat bey „aller Gelegenheit erretten könnte. In ſolcher Art „von Sprüchen muß man keine allgemeine Wahr„heit ſuchen. Eine falſche Ueberredung iſt zuwei„len nützlich, zuweilen ſchädlich; und vielleicht kann „man eben das von einer wahren Ueberredung ſa„gen. Die Wahrheit, die viel allgemeiner iſt, kommt „darauf an, daß es allemal nützlich iſt, dem Volck „einen Theil des Unglücks bey dem Verluſt der „Schlachten, und bey allen andern wichtigen Un„glücksfällen zu verbergen. Dieſer Betrug gehört „nicht unter dasjenige, was man Staatsſtreiche „oder Geheimniſſe der Regierungs-Kunſt nennet. „Das iſt ein gewöhnliches Verfahren der politi„ſchen Klugheit, und gleichſam eine Regel, die zum „A. B, C, in dieſer Wiſſenſchaft zu rechnen iſt. „Niemand kann demnach die Verſtellung der Wahr„heit bey einer Nachricht tadeln, die unmittelbar

„auf die Begebenheit folget. Das gemeine Beſte „erfordert, daß man redneriſche Figuren anwendet, „welche den Verluſt, den man erlitten hat, und den „Vortheil des Feindes verringern.

„Allein vielleicht würde es zu wünſchen ſeyn, daß „dieſe Nachrichten nur vor das Ohr wären, oder, „daß ſie wenigſtens nicht gedruckt würden. Denn „der Druck verewiget ſie, und macht, daß ſie von den „Geſchichtſchreibern zum Grunde geleget werden.

„Dieſes breitet über die Geſchichte ein un„durchdringliches Chaos der Unwiſſenheit aus, und „entziehet denen nachfolgenden Jahrhunderten „die Erkenntniß der Wahrheit. Einige glauben, „daß dieſes ein ſtarkes Gegegenwichte auf der an„dern Seite iſt, wenn auf der einen Seite die Le„ſung der Zeitungen allenthalben vielen nützlichen „und angenehmen Unterricht verbreitet, und daß „ſie ſo gar den beſten Schriftſtellern zur Lehre die„nen kann. Allein, erwiedert man hierauf, die Auf„richtigkeit herrſcht nicht in dieſen täglichen Nach„richten; es ſind vielmehr Schutzſchriften als Ge„ſchichte. Und was iſt denn eine Schutzſchrift? Eine „Rede, worinnen man ſich bemühet, nichts als „die gute Seite von ſeiner eignen, und die ſchlimme „Seite von des Gegners Sache zu zeigen.

„Wenn diejenigen, die alſo reden, ein gutes „Mittel an die Hand geben könnten, daß dasje„nige nicht geſchehe, was ſie verdammen; ſo wür„den ſie die ſinnreichſten Köpfe von der Welt ſeyn. „Es iſt wahr, man vergröſſert und verringert dar„innen die Sachen; allein vernünftige Leſer werden „dadurch nicht betrogen. Sie wiſſen gar wohl dieje„nigen Blätter zu unterſcheiden, die ſich am meiſten „der Wahrheit und dem guten Glauben nähern.

„Aber bey dem allen iſt es nicht möglich, in „dieſen Schriften alles dasjenige bekannt zu ma„chen, was man weis. Man muß etwas des „öffentlichen Nutzens halber, und zuweilen auch „etwas der Privatvortheile halber aufopfern. „Da die Liſt ohnedem in dem Kriege erlaubet iſt; „ſo muß man die Kunſtgriffe der Zeitungsſchrei„ber entſchuldigen. Der Fleiß, den ſie anwenden, „denen Nachrichten des Feindes zu begegnen, ſind „eine Art des Krieges; und daher kommt es, daß „ihre Blätter von einigen politiſchen Schriftſtellern „unter die Waffen der Feder gerechnet werden.„

So weit gehen die Gedanken des berühmten Bayle, die eigentlich zu der gegenwärtigen Frage gehören. Wir wollen nunmehro unſre eignen hinzufügen. Ich glaube, meine Leſer werden ſeinem Urtheile von den Zeitungen gerne beytreten.

Man ſiehet daraus, daß die Zeitungen vor ſechszig Jahren ſchon eben das waren, was ſie itzo ſind, nämlich eine Miſchung von Wahrheit und Lügen, ohne daß denen meiſten Zeitungsſchreibern ſelbſt viel dabey zur Laſt geleget werden kann. Die wahren Nachrichten, ſie kommen von dieſer oder jener Seite, haben darinnen allemal eine gewiſſe Hülle um ſich, indem auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern Seite zu viel geſaget wird. Man hat hier die Körner mit ſamt dem Spreu. Ein vernünftiger Leſer weis die Körner ſchon davon abzuſondern. Die leichte Spreu wird von dem Winde leicht weggetrieben. Man muß auf der einen Seite abziehen, und auf der andern zulegen. Wenn man eine Zeitung ein Viertel Jahr geleſen hat, wenn man die Quellen beurtheilet, aus welchen die Nachrichten kommen; ſo wird man ſich gar leicht Regeln machen können, wie groß oder klein dieſer Abzug oder Zuſatz ſeyn muß. Wir haben eine groſſe Menge Tabellenſchreiber. Hier fände einer von ihnen eine nützliche Arbeit zum Unterricht der Einfältigen. Er müßte alle holländiſche und deutſche Zeitungen in eine Tabelle bringen, und die Proportion des Zuſatzes und Abzuges dabey beſtimmen. Das würde juſt ſo eine Tabelle werden, als wenn man die Schwere der Körper im Waſſer abwieget. Man würde in der Tabelle zweyerley Schwere bemerken müſſen, die

Schwere

Schwere in der Luft oder im Winde, und die Schwere im Waſſer. Die Ordnungen der Zeitungen müßten nach der größten Proportion der Lügen gemacht werden. Diejenigen, deren Schwere in der Luft und im Waſſer am wenigſten unterſchieden iſt, müßten die Stelle des Goldes einnehmen. Nach dieſer Ordnung hoffe ich die F = = die E = = die S = = die C = = die H = = Zeitungen nicht an der Spitze zu ſehen.

Was die Hauptfrage ſelbſt anbetrift; ſo ſind die Gedanken des Bayle ſeiner Gewohnheit nach lebhaftig und ſcharfſinnig. Allein ich glaube nicht, daß man ihm in allen Beyfall geben kann. Wenigſtens iſt der Satz, daß man bey allen Unglücksfällen des Staats dem Volke einen Theil des Verluſtes verbergen müſſen, keinesweges allgemein wahr. Dieſes Verfahren kann von der Staatsklugheit nur bey zween Umſtänden gebilliget werden, nämlich, wenn der Unglücksfall in den Credit der Nation einen Einfluß hat, und wenn es nöthig iſt dem Volke und den Bundsgenoſſen einen Muth zu machen, oder ſie auf der Partey ſtandhaft zu erhalten.

Der Credit eines Volks iſt eine ſehr zärtliche Sache. Ein jedes Mißtrauen verſetzet dem Credit eine Wunde. So bald ſich ein groſſer Un-

glücksfall ereignet, der in die Commercien einen Einfluß hat; ſo entſtehet ein ſolches Mißtrauen. Alle Ausländer, welche mit den Kaufleuten und Einwohnern des Landes in Verkehr ſtehen, werden wegen der Bezahlung der Waaren, die ſie geliefert haben, oder zu liefern im Begriff ſind, in Beſorgung geſetzet. Die Actien und andre öffentliche Fonds dieſer Nation, die Wechſelbriefe ihrer Kaufleute fallen ſofort, oder werden gar nicht angenommen. Dieſe Folge des Unglücksfalles iſt ein neues Unglück, welches der Nation ſehr nachtheilig iſt. Wenn es möglich geweſen wäre, das Unglück von Liſſabon zum Theil vor denen Ausländern zu verbergen; ſo würde Portugal ſein Unglück weit weniger empfunden haben. Bey allen Unglücksfällen alſo, welche in die Commercien und in den Credit der Nation bey auswärtigen Völkern einen Einfluß haben, iſt es der Staatsklugheit gemäß, das Unglück und den Verluſt in den Augen der Welt, ſo viel möglich, kleiner zu machen.

Eben dieſes findet auch bey denen Schlachten und Eroberungen ſtatt, wenn es die Umſtände erfordern, den Muth der Bundsgenoſſen zu ſtärken oder aufzurichten. Es war dem Prinzen Eugen nicht ganz zu verdenken, wenn er zuweilen einen Sieg ausbreitete, wo er geſchlagen war. Das

Haus

Haus Oeſterreich hatte es mit vielen Bundsgenoſſen zu thun, die bey Muth und gutem Willen erhalten ſeyn wollten. Allein die Beylegung eines falſchen Sieges ohne alle Wahrſcheinlichkeit würde eine ſehr thörichte Maaßregel ſeyn. Die Nation würde dadurch ihren Endzweck nicht erreichen. Sie würde ſich vielmehr, wie Bayle bemerket, verächtlich und lächerlich machen. Eugen beſaß die Geſchicklichkeit, einen erdichteten Krieg wahrſcheinlich zu machen. Er nahm unmittelbar darauf die Belagerung eines wenig beträchtlichen Platzes, oder eine andere nicht allzu wichtige Unternehmung vor. Man urtheilte daraus, eine Armee, die ſich thätig erwieſe, könnte nicht geſchlagen ſeyn; und der Sieg wurde geglaubet.

Dem Volke durch erdichtete Siege und Vortheile, oder durch Verbergung der unglücklichen Zufälle den Muth zu ſtärken, iſt nur alsdenn nöthig, wenn das Volk einen groſſen Antheil an der Regierung hat, wenn man Aufruhr oder widrige Parteyen zu beſorgen hat, oder wenn der Staat bereits wirklich von innerlichen Kriegen zerrüttet wird. In Staaten, wo dergleichen Umſtände nicht vorwalten, beſonders in unumſchränkten Monarchien, hat man von dieſer Staatsklugheit weder Schaden noch Vortheil zu gewarten. Dergleichen

gleichen falſche Nachrichten ſind auch alsdenn mehr eine Frucht der Eitelkeit, als der Staatsklugheit:

Es iſt ſogar weder in Anſehung der Bundsgenoſſen, noch in Anſehung des Volks bey der eingeſchränkten Regierung eine allgemeine Regel, daß dergleichen falſche Nachrichten nützlich ſind. Die wahre Staatsklugheit erfordert öfters ganz das Gegentheil. Wenn ein Staat von mächtigen Feinden angegriffen wird, denen er ſich nicht gewachſen zu ſeyn erkennet; ſo erfordert es im Anfange die Staatsklugheit, eher den Verluſt und die Gefahr zu vergrößern, als zu verringern. Wenn die Holländer im Jahr 1672. die franzöſiſchen Vortheile hätten geringer machen, und ſich erdichtete Siege beylegen wollen; ſo würden ſie ihre Bundsgenoſſen zu ihrer Rettung weit langſamer auf die Beine gebracht haben. Nichts wäre ſo ſehr zur Unzeit geweſen, als wenn das Haus Oeſterreich im Jahr 1741, als es von ſo vielen Feinden angegriffen wurde, ſich hätte erdichtete Siege und Vortheile zuſchreiben wollen. Der mäßige Verluſt einer Schlacht würde damals der beweglichen Rede Ihro Majeſtät der Kaiſerinn auf dem Ungariſchen Reichstage deſto mehr Eindruck verſchaffet haben.

Es iſt ſo weit gefehlt, daß es allemal der Staatsklugheit gemäß ſeyn ſollte, die feindlichen Vortheile geringer abzuſchildern, daß es ſo gar Umſtände geben kann, wo es der Staatsklugheit gemäß iſt, ſich mit Fleiß ſchlagen zu laſſen. Ohne uns um Beyſpiele in der alten Geſchichte zu bemühen; ſo findet man, daß glaubwürdige Geſchichtſchreiber davor halten, es ſey dem Hauſe Oeſterreich nicht zuwider geweſen, daß die Türken im Jahr 1739 verſchiedene Vortheile über ſeine Kriegsheere erhielten. Man ſey über den Fortgang der Rußiſchen Waffen eiferſüchtig geweſen, und habe Urſachen gewünſchet, um einen Frieden ſchließen zu können. Mit dieſer Staatsklugheit würde demnach ein erdichteter Sieg nicht übereingeſtimmet haben.

Wenn dergleichen falſche Nachrichten der Staatsklugheit wirklich gemäß ſind; ſo kommt alles auf die Umſtände an; und dieſe erfordern gewiß eine ſehr reife Ueberlegung. Man kann ſich leicht durch ſolche falſche Ausbreitungen mehr Schaden als Vortheile ſtiften. Ich bin demnach mit dem Bayle gar nicht einverſtanden, daß dieſes eine A B C-Regel in der Staatsklugheit iſt. Es wird dazu vielmehr eine ſehr tiefe Einſicht und Kenntniß in derſelben erfordert. Ueberhaupt wird es ſehr wenig Fälle geben, wo dergleichen Erdich-

tungen im Kriege einen wahren Vortheil verſchaffen. Ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß die rechte Staatsklugheit in Liſt, Lügen und Mangel der Ehrlichkeit beſtehet. Eine tiefe Einſicht in alle Umſtände, Aufrichtigkeit, wohl überlegte Rathſchläge, die ein unverbrüchliches Geheimniß ſind, und eine geſchwinde Ausführung derſelben, ſind meines Erachtens die Hauptregeln der Staatsklugheit.

Loen, Johann Michael <<von>>,

Freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichtshöfen, von der Polizey, von dem gelehrten, bürgerlichen und Bauernstand

Ulm ; Frankfurt ; Leipzig 1760

Bamberg, Staatsbibliothek -- Oec.p.o.129
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757056-5
VD18 14613050-006